P.o.germ.
711
my

P. o. germ.
711 my

BUCHBINDEREI
VON
H. SPERLING
IN
LEIPZIG.

w

„Bibl. P. o. germ. 711.my
Keil. g.,

Neue Märchen

für meine Enkel,

von

Georg Keil.

Mit Holzschnitten
nach Zeichnungen von E. Hasse und H. Bürckner
ausgeführt im akadem. Atelier für Holzschnitt in Dresden.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Das blinde Kind	1
Die beiden Freunde	6
Der Schneemann	17
Der alte Weidenbaum	26
Der Storch	32
Nack's Schatten	38
Der verschmähte Liebhaber	49
Das dankbare Mäuschen	57
Die Unglücksgalloschen	67
Damon und Chloe	78
Die Erbschaft	92
Der Spielkamerad	103
Die Jungfrau mit dem Barte	118
Das Sonntagskind	133
Die Katzenassemblée	149
Das Heimchen	170

Das blinde Kind.

Es ist doch so schön, das helle Sonnenlicht zu sehen und die grünen Bäume und die bunten Blumen und den Mond und die goldnen Sterne; aber schöner ist es noch, in das Antlitz eines guten Menschen zu blicken und in sein helles Liebesauge! Von alle dem konnte der kleine Paul nichts sehen, er war ja blind, und immer war es Nacht um ihn. Ach! wie muß das Leben einsam und traurig seyn in einer ewigen Nacht!

Die Mutter war arm, und der Vater war gestorben, und sein letztes Wort, das er zu der weinenden Mutter sprach, als seine Augen brachen, war: „Vertrau auf Gott! Gott verläßt die Seinen nicht!" — Und da war er todt.

Die arme Mutter war nun mit ihrem blinden Kinde allein in der Welt, ganz allein; sie hatte weder Freunde noch Verwandte. Und Geld hatte sie auch nicht; sie mußte ihren Unterhalt durch Näharbeit mühsam verdienen; aber sie arbeitete so gern Tag und Nacht für ihr armes Kind. Sie hatte ihr blindes Kind so recht von Herzen lieb, lieber vielleicht noch, als eine Mutter ihr sehendes, weil es ihrer mehr bedurfte. Oft ganze Tage lang kam sie gar nicht nach Hause; sie mußte in fremden Häusern arbeiten, von früh bis zum späten Abend. Da war nun das Kind allein. Doch ganz verlassen war es nicht; die gute Frau Martha, die alte Nachbarin, deren Stubenthür der Thür der Mutter gerade gegenüber war, kam einige Male des Tages herüber und sah nach dem kleinen Paul; es war eine so gute alte Frau! Lange jedoch konnte sie nicht bei ihm bleiben, da sie fleißig Wolle spinnen mußte, wenn sie nicht hungern wollte. Aber Munter, ein kleiner Spitz, und Bibi, ein Canarienvogel, blieben immer bei ihm und leisteten ihm Gesellschaft. Der Canarienvogel setzte sich auf sein Kopfkissen und sang ihm schöne Lieder vor, und wenn der kleine Paul seinen Arm an dem Bettchen herabhängen ließ, so lief Munter hin und leckte ihm sein Händchen, und wenn er aufstehen wollte, faßte ihn der verständige Hund bei seinem Kleidchen und führte ihn an demselben in der Stube auf und ab, damit er sich nicht an einen Tisch oder Stuhl stieß. Das waren seine Promenaden!

Die schönste Zeit für das arme Kind war aber der Abend, wenn die Mutter nach Hause kam, und dann fing erst sein eigentliches Leben an. Die Mutter setzte ihren Nähtisch an sein Bettchen und erzählte ihm, während sie arbeitete, von der Herrlichkeit des Himmels, und von dem lieben Gott, und von den heiligen Engeln, und unterhielt ihn mit vielen schönen Geschichtchen, bis spät in die Nacht, bis ihr vor Müdigkeit die Augen zufielen. Oft fragte sie Paul: „Mutter! Ist denn die Nacht noch nicht bald aus?" — Das schnitt der armen Mutter allemal tief in's Herz, und sie wußte oft gar nicht, was sie ihm antworten sollte. „Wenn wir in den Himmel kommen", sagte sie zu ihm, „dann ist die Nacht zu Ende! Aber Gottes Auge dringt durch die Nacht und sieht Dich immer, und auch jetzt, und wacht über Dich!"

So lebten die Beiden mehrere Jahre, und Paul war sechs Jahre alt geworden. Da klagte eines Morgens die Mutter, daß sie krank sei und vor Mattigkeit nicht aufstehen könne. Sie mußte auch den ganzen Tag über im Bette bleiben, und bekam ein böses Fieber. Am folgenden Tage hatte ihre Krankheit so zugenommen, daß sie ihr Bewußtseyn verlor. Die alte Martha wartete und pflegte sie und das Kind getreulich, und als es nach einigen Tagen nicht besser wurde mit der kranken Mutter, lief sie hin zu einem Arzte und führte ihn in die Krankenstube. Der Arzt war aber ein guter, freundlicher Mann, er fühlte nach dem Pulse der Kranken, untersuchte ihre Krankheit und schüttelte bedenklich den Kopf. Das ist aber immer ein böses Zeichen, wenn der Arzt den Kopf schüttelt. Als er das Kind in seinem Bettchen liegen sah, sagte er: „Hier kann das Kind nicht bleiben, es muß sogleich aus dieser Stube fortgebracht werden, gleich auf der Stelle, denn die Frau ist sehr, sehr krank! Hat sie denn keine Verwandte oder Freunde, wohin man es bringen kann?“

Und die alte Martha antwortete: „Verwandte hat sie nicht, und um den Armen bekümmert sich niemand, und Paul ist ja blind!“

Da nahm der Arzt das Kind aus seinem Bettchen, trug es an das Fenster und setzte es auf seinen Schooß; und als er seine lichtlosen Augen lange Zeit aufmerksam betrachtet hatte, flog ein heller Freudenstrahl über sein Gesicht. Ohne etwas zu sagen, nahm er das Kind auf seinen Arm und trug es hinüber über die Straße in ein großes schönes Haus. Da wohnten reiche Leute, des Arztes Freunde, die gern dessen Bitte erfüllten, das Kind so lange bei sich aufzunehmen, bis seine Mutter genesen sei. Emma, die sechzehnjährige Tochter des Hauses, übernahm seine Pflege, und der menschenfreundliche Arzt besuchte es täglich, und nach einigen Tagen, als der kleine Paul immer und immer nach seiner Mutter verlangte, versprach er ihm, ihn bald zu ihr zu bringen, wenn er ihm das Versprechen geben wolle, recht stille zu halten; seine Augen wären krank, und die müsse er ihm kuriren.

Der Knabe versprach es, und er hielt Wort aus Liebe zu seiner Mutter. Der Arzt nahm mit seinem scharfen Instrumente die dunkle Haut hinweg, die bis jetzt das Kind gehindert hatte, Gottes schöne Erde und den

Himmel zu sehen, und schnell verhüllte er ihm die Augen wieder. Keinen Schmerzensruf hatte Paul ausgestoßen, als die scharfe Nadel in seine Augen schnitt, und nur ein paar Mal hatte er leise geseufzt: „Ach! meine Mutter!" — Die Operation war gelungen!

Am folgenden Tage erlaubte der Arzt der guten Emma, zum Lohn für ihre Pflege des Kindes, auf kurze Zeit die Binde von seinen Augen abzunehmen. Der kleine Paul erzitterte am ganzen Körper, als der erste Lichtstrahl in seine geöffneten Augen fiel, und er rief: „Nun bin ich im Himmel, und die Nacht ist zu Ende!" — Und als er die goldene Sonnenkugel erblickte, die so eben von einer leichten Silberwolke verschleiert war, rief er: „Und das ist Gottes Auge!" — Und als er die blühende Emma neben sich stehen sah, jubelte er: „Und du bist Gottes Engel!" — Aber die Augen mußten ihm bald wieder verbunden werden, so wollte es der Arzt.

Die Krankheit der Mutter war nun durch die Kunst und Sorgfalt des Arztes gebrochen, aber die ermattete Frau erholte sich nur nach und nach, und konnte eine ganze Woche lang das Bette nicht verlassen. Die Trennung von ihrem Kinde beunruhigte sie so, daß sie nicht völlig genesen konnte, obgleich ihr der Arzt die wiederholte Versicherung gab, daß es gut versorgt und aufgehoben sei, und daß sie es wiedersehen solle, wenn sie nur erst einige Kräfte gewonnen haben würde. Ach, das dauerte so lange für ihr Mutterherz!

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, die Mutter war zum ersten Male aufgestanden und schlich langsam durch die Stube, als Emma den Knaben, den sie in neue saubere Kleider gekleidet hatte, über die Straße hinüber führte in das Haus, wo die Mutter wohnte. Sie stieg mit ihm die steilen, hohen Treppen hinauf, öffnete leise die Stubenthür und schob ihn in die Stube. Die Mutter stand gerade mit hergewandtem Rücken am Fenster und betete; sie hatte sein Eintreten nicht bemerkt, und der kleine Paul blieb schüchtern an der Thür stehen; es war ihm da Alles so fremd, und er kannte ja seine eigne Mutter nicht. Aber Munter sprang ihm vor Freude bellend entgegen; da sah sich die Mutter um.

„Mein Paul!“ rief sie, als sie ihr Kind erblickte, und Paul, der jetzt seine Mutter an ihrer Stimme erkannte, stürzte in ihre Arme und an ihre Brust. Die Mutter herzte und küßte ihn, und als sie ihn liebevoll in das Gesicht sah, rief sie voll Erstaunen mit bebender Stimme: „Großer Gott! Er sieht!“

„Ich bin jetzt im Himmel!“ jauchzte das Kind; „ich habe das Auge Gottes gesehen, und seinen heiligen Engel, und die Nacht ist aus!“

Ueberwältigt von Glück und Seligkeit sank die Mutter auf ihre Knie und erhob ihre gefalteten Hände, und auch der kleine Paul hob seine Händchen zum Himmel empor, wie es ihn die Mutter früher gelehrt hatte, und beide beteten ohne Worte; aber ihr stummes Gebet drang bis in den höchsten Himmel. Und es kam der glücklichen Mutter vor, als ob sie aus einer fernen Höhe herab die Abschiedsworte ihres sterbenden Gatten hörte: „Gott verläßt die Seinen nicht!“

Da flossen ihre Augen von Thränen über und erleichterten ihr von zu großer Seligkeit gepreßtes Herz. Und als der kleine Paul seine Mutter weinen sah, da füllte auch seine geöffneten Augen die erste Thräne, und seine erste Thräne war eine Freudenthräne.

Du guter Paul! O möchten alle die Thränen, die Du auf dieser Erde weinen wirst, lauter Freudenthränen seyn!

Die beiden Freunde.

Da stand einmal in einer einsamen Gegend am Rande eines Laubgehölzes ein großer prächtiger Rosenstrauch, und ich weiß nicht, wie er dahin gekommen war; aber er stand da, und da kein Gärtner dahin kam mit seinem krummen Messer und seiner großen Scheere, der ihm die Zweige beschnitt und nach der Kunst verstutzte, so war er hoch emporgewachsen zu einem großen Strauche und hatte sich weit ausgebreitet, wie ein Haselnußstrauch, und war bedeckt mit Hunderten rother herrlicher Rosen, die

dufteten, daß man es weit herum in der Gegend roch. Es war ein prächtiger Rosenstrauch, wie man selten einen sieht!

Und eine Nachtigall hatte ihre Wohnung in dem Strauche genommen, weil es sich da so herrlich wohnte mitten unter den blühenden Rosen, und die Nachtigall und der Rosenstrauch hatten sich einander lieb gewonnen und waren gute Freunde geworden und konnten gar nicht mehr von einander lassen.

Es war so wunderbar, die Nachtigall sprach in Tönen und der Rosenstrauch in Düften; aber sie verstanden sich ganz gut, und beide waren glücklich, wenn sie sich so mit einander unterhielten. In ihrer Freudigkeit hielten sie oft ordentliche Wettgesänge.

„Sei gepriesen, herrlicher Wonnemond! Du bringst Blüten und Freude auf die Erde herab, Du öffnest die Herzen und erfüllst sie mit Liebe! Sei gepriesen, herrlicher Wonnemond!“

So sang flötend die Nachtigall, wenn der Frühling kam, und der Rosenstrauch sang duftend, wenn der Sommer nahte:

„Sei gepriesen, herrlicher Sommermond! Du bringst Segen auf die Erde herab, Du schüttest Glück und Reichthum aus Deinem Füllhorn, und erquickest die Schmachtenden, und tröstest die Traurigen! Sei gepriesen, herrlicher Sommermond!“

So unterhielten sie sich wetteifernd.

Eines Tages sagte die Nachtigall zum Rosenstrauch: „An dem Hofe des Kaisers möchte ich doch einmal seyn! Hier ist es so schön, dort soll es aber noch viel schöner seyn. Dort ist nichts als Gold und Silber und Edelgestein, und dort sind auch die herrlichsten Vögel aus der ganzen Welt versammelt, und die sind alle so schön und so gelehrt, und sie sprechen und singen, wie die Menschen, so daß man sie gar nicht für Vögel hält. Das hat mir meine Mutter erzählt, die einmal dort vorbeigeflogen ist.“

„Ja“, erwiederte der Rosenstrauch, „es mag wol sehr schön seyn an dem Kaiserhofe, und es sollen dort auch die prächtigsten Blumen blühen, wie man sie sonst nirgends sieht, und sie wohnen wie die Menschen in ordentlichen Häusern von Glas; aber ich lobe es mir hier! Mich dünkt, hier ist es doch schöner in dem Hause Gottes, in der herrlichen freien

Natur! Wir sind ja hier so glücklich, was sollten wir denn mehr wünschen!"

Während die Beiden so sprachen, war ein Mann leise wie eine Katze herbeigeschlichen. Er blieb lange Zeit lauernd stehen, und man sah es ihm gleich an, daß er nichts Gutes im Schilde führte. Der Mann war aber ein Vogelsteller und voller Tücke, und er war der Nachtigall schon lange nachgeschlichen. Er stellte eine Falle unter den Rosenstrauch und legte einige Würmchen hinein. Als die Nachtigall die Würmchen unten zappeln sah, flog sie hinunter und dachte an nichts Böses, da sie selbst so gut und unschuldig war und nie etwas Böses that. Klapp! schlug die Falle zu, und die arme Nachtigall war gefangen.

„Nun sollst Du in des Kaisers Schloß kommen, da Du so schön singst!" sagte der Vogelsteller, „und da bekomme ich eine große Belohnung, und Du wirst gewiß Hoffängerin werden. Nun, dann vergiß mich nicht!"

Ach, es that der armen Nachtigall so weh, daß sie von ihrem Freunde, dem Rosenstrauche, getrennt werden sollte! Sie hätte gern alles Gold des Kaisers darum gegeben, wenn sie hätte hier bleiben können.

Da sah der Vogelsteller den prächtigen Rosenstrauch und sagte: „Aber Du kannst auch mitkommen! Du sollst in des Kaisers Garten stehen; denn einen so schönen Rosenstrauch habe ich dort noch nicht gesehen! Da kannst Du Dein Glück machen!"

Und nun grub der Mann den Rosenstrauch mit der Wurzel aus und trug ihn und die Nachtigall fort, weit fort an den Hof des Kaisers.

Dort war es aber prächtig! Da stand ein großes Vogelhaus, das war aus lauter goldenen Stäben gebaut, und ringsum umzogen mit einem Netze von feinem Golddraht. In dem Hause waren kleine Bäumchen gepflanzt, aber keine natürlichen, denn die wären zu gemein gewesen; es waren lauter künstliche Bäumchen, die so natürlich aussahen, wie die natürlichen; die Stämmchen waren von braunem Mahagoniholze gedrechselt und polirt, und die Blätter waren von grünem Taffet.

Da hinein wurde die Nachtigall gesetzt, und sie war so ängstlich, als sie die Pracht sah und die schöngeputzten Vögel, die darin saßen oder herumflatterten.

Es machte aber großes Aufsehen, als die Nachtigall da hinein kam. Sie waren Alle so neugierig! Ein paar schnippische Canarienvögel stießen sich einander an und es sagte der eine zum andern: „Sieh nur! Wer ist denn die?"

„Es ist wol ein Landfräulein!" spottete der andere. „Man sieht es gleich an ihrem engen grauen Röckchen!"

„Sollen wir die dulden?" frug ein boshafter Stieglitz.

Ein grüner Papagei, der auf einer goldenen Stange saß, betrachtete die Nachtigall von allen Seiten und redete sie an: „Sie da! Können Sie französisch parliren? Fripon! Filou! Coquin!"

„Ach nein!" antwortete sie.

„Können Sie das Trompeterstückchen pfeifen?" fragte ein Gimpel.

„Ach nein!" antwortete die Nachtigall.

„Oder können Sie Wasser ziehen?" fragte ein Stieglitz, und zog sein Trinkwasser in einem kleinen Eimerchen an einem goldenen Kettchen heran.

„Oder können Sie eine Kanone abfeuern und sich todt stellen?" fragte ein Canarienvogel.

„Ach nein, ach nein! Das kann ich nicht!" erwiederte die Nachtigall.

„Nun was können Sie denn sonst?" frugen allesammt auf ein Mal.

„Ich kann singen, wie unser Herrgott es mich gelehrt hat, und wie es aus meinem Herzen kömmt!" entgegnete die Nachtigall.

„Das ist auch was Rechtes!" schrieen alle Vögel und lachten überlaut.

„Sind Sie denn schon bei Hofe präsentirt? Und was wollen Sie denn hier in des Kaisers Schlosse?" fuhren die Canarienvögel fort zu fragen, denn die waren sehr dreist.

„Still! Ich denke!" rief laut ein großer rother Aras, der sich in einem goldenen Ringe schaukelte, und ein grauer Papagei seufzte: „Ach! wie kurz ist unser Leben!"

Er mochte wol in Trauer seyn, das sah man an seinem grauen Kleide, und er sah auch recht ernst und betrübt aus.

Die boshaften Canarienvögel und Stieglitze ließen sich aber nicht irre machen, sie kamen herbeigeflogen und hackten und bissen die arme Nachtigall, welche ganz furchtsam auf einem Bäumchen saß, daß die Federn umherflogen. Sie wußte sich gar nicht zu retten.

Da rief es unten vom Boden herauf: „Bück' den Rück'! Bück' den Rück'!" — Es war eine unscheinbare Wachtel, die so rief; sie kauerte auf der Erde, halb im Sande versteckt, und die Noth der armen Nachtigall war ihr zu Herzen gegangen.

Und die Nachtigall flog hinab auf den Boden und setzte sich zu ihr. Leise flüsterte ihr die Wachtel zu, denn es war eine sehr gutmüthige Wachtel: „Bück' den Rück'! und bleibe hier unten auf der Erde! Mach's wie ich, bücke Dich vor Jedem, so lassen sie Dich in Ruhe. Mir haben sie sonst eben so mitgespielt!"

Jetzt wurden die Thüren weit aufgemacht, und der Kaiser schritt herein und führte an der Hand seine Prinzessin Tochter. Er trat mit ihr in das goldene Vogelhaus, und ging von einem Vogel zum andern und besah ihn und ließ ihn seine Künste machen.

„Ave, Caesar, Victor, Imperator!" krächzte ihm ein großer schwarzer Rabe entgegen, der erst vor kurzem an den Hof gekommen war.

„Optime!" antwortete der Kaiser, denn er war in seiner Jugend in die lateinische Schule gegangen, und er wollte zeigen, daß er etwas gelernt hatte. Der schmeichelnde Gruß gefiel ihm so sehr, daß er den Raben mit eigner Hand streichelte und ihm eine goldene Verdienstmedaille um den Hals hing.

Dann trat er zu dem grauen Papagei. — „Ach! wie kurz ist unser Leben!" sprach der Papagei und hoffte, daß auch er eine Medaille bekommen würde.

Die Prinzessin aber sagte zu dem Kaiser: „Papa! Kann denn der nichts Anderes sagen? Ich werde immer so traurig dabei, und muß an den Tod denken; und das schickt sich doch nicht für eine Prinzessin!"

„Still! Ich denke!“ unterbrach sie der ernsthafte Aras, der einen großen goldenen Orden um den Hals trug.

„Das wissen wir schon!“ antwortete ihm der Kaiser, und der Gimpel pfiff dazu das Trompeterstückchen.

„Fripon! Filou! Coquin!“ rief jetzt der grüne Papagei dem Kaiser frech entgegen, als er zu ihm trat.

„Du!“ sagte der Kaiser, und drohte ihm mit dem Finger.

Die beiden Canarienvögel flogen aber auf den Finger der Prinzessin und schmeichelten ihr, wie ein paar Katzen, und sie ließ jeden ein Stückchen Zucker aus ihrem Munde nehmen.

„Hier ist auch der neue Vogel, den man Nachtigall nennt!“ sagte jetzt der Minister, der die Vögel zu besorgen hatte, mit einem tiefen Bückling. — „Ich weiß aber nicht, was er gelernt hat, denn er hat noch nichts von sich hören lassen. Er wartet nur auf Euer Majestät Befehl!“

„Nun, so laß einmal hören, was Du kannst!“ redete der Kaiser die Nachtigall an.

Die verschüchterte Nachtigall flog von der Erde auf, setzte sich auf ein Bäumchen und sang ein schönes Lied.

„Papa!“ sagte die Prinzessin, „die singt ja wie die Vögel draußen im Walde, so ordinair, so bäuerisch. Die ist gewiß noch ohne alle Bildung!“

Und die Nachtigall schmetterte ihr schönstes Lied. Da hielt sich die Prinzessin die Ohren zu und rief ihren Hofdamen: „Meinen Flacon, meinen Flacon!“ — Die arme Prinzessin war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, so hatte das Schmettern der Nachtigall ihre zarten Nerven angegriffen.

Der Kaiser aber sagte: „Du hast eine gute Stimme, nur ein bißchen zu stark; Du bist aber noch ganz roh und ungebildet; vielleicht kann noch etwas aus Dir werden!“

Dann winkte er den Minister herbei und sagte zu ihm: „Nehmen Sie die mit nach Hause und suchen Sie ihr Etwas beizubringen, etwa: Ei, du lieber Augustin, oder sonst ein Modestückchen!“

Der Minister setzte die Nachtigall in einen engen dunkeln Bauer, hing sie neben seinen Arbeitstisch an die Wand, stellte eine kleine Drehorgel auf den Tisch und spielte nun in jeder Stunde ein paar Mal: Ei,

du lieber Augustin! Und das that er auch sogar in der Nacht, wenn er vor Ministersorgen nicht schlafen konnte. Die Nachtigall gab sich auch alle Mühe, das Liedchen nachzusingen, sie wollte so gern dem Kaiser gefallen; aber es gelang ihr nicht; wenn sie eine halbe Strophe gesungen hatte, so fiel sie immer wieder in ihren eignen Gesang, den sie von Jugend auf gesungen hatte, sie dachte dabei an ihren lieben Rosenstrauch und an ihr glückliches Zusammenleben, und gleich war das mühsam Gelernte vergessen. Der Minister schwitzte vor Angst und Sorge, drehte aber unverdrossen seine Orgel, so daß ihm zuletzt der Arm ganz steif wurde.

Als so zwei Monate vergangen waren, und der Kaiser einmal nach der Nachtigall frug, sagte der Minister, zitternd vor der Ungnade seines Herrn, die Nachtigall müsse sehr dumm seyn, sie hätte noch nicht das Geringste begriffen.

„Nun so lassen Sie sie fliegen?“ antwortete der Kaiser, der gerade bei guter Laune war. „Wir haben fremde, geschickte Vögel genug, sie ist ja so nicht aus dem Auslande!“ — Wäre er nicht bei Laune gewesen, so hätte er sie gewiß köpfen oder hängen lassen, und den Minister dazu.

Wer war aber froher, als der Minister, da er nun die Orgel nicht mehr zu drehen brauchte! Er öffnete den Bauer, und husch! flog die Nachtigall hinaus. Sie war ganz mager geworden vom vielen Studiren.

Aber wie mag es doch mit dem Rosenstrauche stehen? Von dem haben wir so lange nichts gehört! – Nun, wir werden's gleich erfahren!

Ach! dem armen Rosenstocke war es noch viel schlimmer ergangen, als der Nachtigall! Der kaiserliche Gärtner besah sich ihn von allen Seiten, und sagte dann: „Es ist eine gute Sorte; aber, mein Gott! Wie verwildert und ohne alle Cultur! Man sieht die Kunst des Gärtners gar nicht an ihm, er ist ganz so roh, wie die Büsche, die im Freien wachsen! Nun vielleicht ist noch etwas aus ihm zu ziehen, er ist gesund und kräftig!“

Und er nahm sein Messer und schnitt alle die schönen Aeste und Zweige hart am Stamme ab, und ließ bloß oben an der Spitze ein paar kleine Zweiglein stehen, denn der schöne Rosenstrauch sollte zu einem Bäumchen gezogen werden. Der arme Rosenstrauch! Er setzte ihn in

einen prächtigen Blumentopf, band das Stämmchen an einen Stab und schnürte ihn so fest, daß der Rosenstock kaum athmen konnte; dann stellte er ihn in das gläserne Haus. Und die andern stolzen Blumen, die da standen, sahen mit Verachtung auf ihn herab, oder würdigten ihn gar keines Anblicks; er war allen zu gemein, und es ging ihm gerade so, wie seiner Freundin, der Nachtigall.

Ach! wie schmerzte es den armen Rosenstock, als ihm die schönen Zweige so abgeschnitten wurden, und wie weh thaten ihm die vielen Wunden! So verlebte er viele traurige Tage in dem gläsernen Hause, wo es immer so schwül und drückend war, wo hinein kein süßer Himmelsthau und kein erquickender Regen durch die gläsernen Wände hindurchdringen konnte, und wo man gar nicht wußte, ob die Morgen- oder die Abendsonne schien. Wie sehnte er sich hinaus, und wie oft dachte er an seine Freundin, von der er so lange nichts gehört hatte, und die er längst für todt hielt!

Die einzige Unterhaltung, welche er hatte, war, daß er durch die Glaswand hinaus sah in den Garten. Das war aber ein wunderlicher Garten! Die Büsche standen alle in Reih' und Glied, wie aufmarschirte Soldaten, und waren mit der Scheere beschnitten, so daß sie aussahen wie hohe grüne Wände, und die Bäume waren zu allerlei Figuren zugestutzt und glichen Pyramiden und Vasen und Löwen und Männern und Frauen mit langen Kleidern. Das war so wunderlich, und der Rosenstock hätte lachen müssen, wenn er nicht so traurig gewesen wäre und nicht so viele Schmerzen zu leiden gehabt hätte an seinen vielen Wunden.

So waren einige Monate vergangen, und der Rosenstock wurde immer hinfälliger und schwächer, und ließ die wenigen Blätter und Blumen, die er noch hatte, immer mehr niederhängen, oder verlor sie ganz und gar. Der Gärtner besuchte ihn von Zeit zu Zeit und begoß ihn und legte Heilpflaster auf seine Wunden; zuletzt schüttelte er aber den Kopf und sagte: „Aus Dir wird nichts, und Du nimmst mir nur den Platz weg für bessere Blumen!" Und so riß er ihn aus der Erde und warf ihn hinaus in den Kehrichtwinkel auf dem Hofe.

Da lag nun der arme Rosenstock mehrere Stunden lang, beinahe verschmachtet, in der Sonne, als seine Freundin, die Nachtigall, welche so eben ihre Freiheit wiederbekommen hatte, über den Hof flog, und sich auf einen Fliederbusch, der da stand, niederließ. Die Freude über ihre wiedererlangte Freiheit war so groß, daß sie sich gar nicht darein finden konnte; es kam ihr Alles wie ein Traum vor, und sie bedurfte einiger Zeit, ihres Glücks gewiß zu werden.

Da sah sie den kahlen Strunk auf dem Hofe liegen, und erkannte in ihm ihren gemißhandelten Freund. Er sah so erbärmlich aus, daß das scharfe Auge eines Freundes dazu gehörte, ihn wieder zu erkennen; aber sie erkannte ihn und sein Elend ging ihr tief zu Herzen. Ohne lange zu überlegen, faßte sie den dürren Strunk mit ihrem Schnabel, hob ihn auf und flog mit ihm fort über Berg und Thal, weit fort, ihrer alten Heimath zu. Kam sie an einem Wasser vorbei, so flog sie nieder und tauchte den Strunk in das Wasser, damit er sich ein wenig erfrischen und nicht ganz verschmachten sollte.

So trug die treue Freundin ihren halbtodten Freund bis an den Ort, wo sie beide sonst gewohnt hatten und so glücklich gewesen waren, und da das Loch noch offen dalag, wo der Vogelsteller den Rosenstrauch herausgenommen hatte, so setzte sie ihn wieder hinein und scharrte mit ihren Füßen die Erde auf seine Wurzeln. An jedem Tage flog sie nun wol dreißig Mal an die Quelle und brachte einen Schnabel voll Wasser und spritzte es auf den Rosenstock, und der kranke Stock erholte sich nach und nach, und bekam neue Kräfte, und trieb neue Blätter, und der Duft seiner ersten Rose, die wieder aufgeblüht war, war ein Lob der Freundschaft und ein Dank an seine treue Freundin.

Im nächsten Frühling war der Rosenstrauch wieder in die Höhe geschossen, seine Zweige hatten sich ausgebreitet und er war wieder mit herrlichen purpurnen Rosen bedeckt, und er duftete wieder, wie früher. Aber die Nachtigall konnte ihre sonstige Heiterkeit nicht wieder erlangen; sie war immer traurig und sang nicht mehr, wie sonst, denn sie schämte sich, daß sie so unwissend war und gar nichts gelernt hatte. Wenn der

Rosenstrauch sie gar zu sehr bat, ihm ein Lied zu singen, so that sie es nur spät am Abend, oder des Nachts, wenn Alles schlief.

Um diese Zeit kam oft ein Jüngling in das Laubgehölze, der da im Mondenscheine lustwandelte. Er mußte wol einen geheimen Kummer in seinem Herzen tragen, weil er die Einsamkeit so suchte und immer so traurig war. Er kannte die Nachtigall und den Rosenstrauch, in welchem sie saß, und er hörte ihr oft unbemerkt zu, wenn sie ihrem Freunde ein nächtliches Lied sang. Der Jüngling kam jetzt an jedem Abende und er baute sich einen Sitz von grünem Rasen unter den Rosenstrauch, und da saß er oft sinnend stundenlang und bewegte sich nicht, damit er die Nachtigall nicht störe.

Die Nachtigall hatte aber keine Furcht mehr vor ihm und sang fort, denn sie sah, wie ihr Gesang ihm Trost brachte.

An einem Abende kam der Jüngling nicht allein. Eine hohe, edle Jungfrau war an seiner Seite, und sie setzten sich beide auf die Rasenbank nieder, und der Jüngling pflückte die schönste Rose und heftete sie in die braunen Locken der Jungfrau. Ach! es war so wunderherrlich da! Der Mond schien hell und klar und goß Silber über die ganze Gegend, und der Rosenstrauch glänzte und hauchte seine süßesten Düfte, und die Nachtigall sang und flötete in schmelzenden Tönen!

Und es wurden die Augen der Jungfrau feucht und füllten sich mit Thränen, und der Jüngling blickte ihr in die thränenden Augen und ergriff ihre Hand, und umfaßte sie mit seinen Armen, und drückte den ersten Kuß der Liebe auf ihre Lippen.

Da ergriff ein hohes Entzücken die Nachtigall, und sie schmetterte aus tiefster Brust ihr schönstes Lied voll Sehnsucht und voll Liebe. Aber ach! sie hatte sich so angestrengt, daß ihre kleine melodische Kehle zerriß, und sie fiel todt nieder auf die Erde.

Der Jüngling und die Jungfrau bemerkten nicht, daß die Nachtigall verstummte, denn sie waren beide zu glücklich und zu selig; aber der Rosenstrauch sah seine Freundin sinken und todt niederfallen, und er streute duftende Blätter über sie und überdeckte sie mit einem Rosenhügel.

Am folgenden Morgen hing in jeder Rose eine glänzende Thräne, und die Rosen hatten in der Nacht ihren Purpur verloren und waren alle weiß gebleicht vor Gram, und sie dufteten von nun an nicht mehr, wie sie früher geduftet hatten.

Und die Nachkömmlinge des Rosenstrauches trauern noch heute um die geschiedene Freundin, und ihre Wangen tragen noch heute die bleiche Farbe des Grams und der Trauer.

Ihr habt ja wol einmal solche weiße Rosen gesehen? Nun — das sind die Kinder und Enkel des Rosenstrauchs, der um seine Freundin trauerte.

Der Schneemann.

Ach! es war so herrlich draußen im Garten! Der Schnee lag fast eine halbe Elle hoch, und die Sonne schien so hell und klar, und Alles glänzte und blitzte wie lauter Edelgestein, und die Luft glitzerte und funkelte, als ob jemand Demantstaub hineingestreut hätte. Die Aeste der Aepfel- und Birnbäume waren wie mit Zuckerkant überzogen, man hätte sich gleich einen Zuckerstengel abbrechen und aufessen mögen, und die Zweige der Tannen und Fichten hatten weiße Röcke und Pelze angezogen von Schnee, der großen Kälte wegen, und jeder Rosenpfahl hatte ein

weißes Mützchen aufgesetzt, damit er nicht so fröre, und das stand ihm so niedlich. Ach! das war so gar wunderherrlich!

Paul und Arthur liefen hinaus; sie sprangen so gern in dem weichen Schnee herum und jagten sich und lachten einander aus, wenn einer in den tiefen Schnee fiel und so weiß aussah, wie ein Müllerknecht. Auch der Spitz sprang mit herum und wälzte sich und bellte vor Freude und kratzte mit den Füßen, so daß der Schnee weit herum stob. — „Ach! wer doch auch ein Hund wäre, daß man sich so wälzen könnte!" sagte Paul.

Sie holten die kleine Schwester Lili heraus, packten sie in warme Tücher ein und setzten sie in den kleinen Schlitten und spannten sich vor, wie ein Paar Pferde. Trapp! trapp! nun ging's fort im Galopp. Voraus sprang der Spitz und bellte, und sie fuhren durch alle Gänge die Kreuz und die Quere und zwischen allen Rabatten her und hin, und Lili erschrak und schrie, wenn eine Krähe von einer hohen Fichte herab einen großen Schneeball auf sie warf, der sie über und über mit Schnee bedeckte. Aber die Brüder lachten sie aus, und auch die Krähen oben lachten: Krah! krah!

„Nun bin ich müde!" sagte endlich Paul, und Arthur sagte: „Und mich friert es an die Finger!"

Sie hoben die kleine Schwester aus dem Schlittchen und führten sie hinein in die warme Stube. Die beiden Knaben liefen aber wieder hinaus, sie konnten nicht in der Stube bleiben; sie rieben die Hände mit Schnee, da wurden sie so warm und roth, als ob sie sie an den Ofen gehalten hätten; dann ging's wieder los. Sie machten jetzt Schneebälle und warfen sich einander, und dann hullerten sie einen Ball auf dem Schnee hin, und er wurde immer größer und größer, so daß sie ihn zuletzt gar nicht mehr fortwälzen konnten, so groß und schwer war er geworden.

„Nun laß uns einen Schneemann machen!" sagte Paul zu seinem Bruder.

„Ja, ja! einen Schneemann, einen Schneemann!" jubelte Arthur, und so wälzten sie große Bälle und setzten einen auf den andern, und als

sie nicht mehr hinaufreichen konnten, stellten sie sich auf einen Stuhl und hoben einen großen Ball hinauf und setzten ihn als Kopf oben auf den Rumpf. Dann drückten sie statt der Augen ein paar schwarze Kohlen hinein, und statt des Mundes einen breiten rothen Ziegelstein und in die Hand gaben sie ihm einen dicken Stock. So war der Schneemann fertig, und er stand gerade vor dem Stubenfenster und es sah aus, als ob er hineinsehen wollte in die Stube.

Die kleine Lili erblickte ihn ganz nahe vor sich, als sie an das Fenster trat. „Ei! der große prächtige Mann!" rief sie aus und klatschte in die kleinen Hände, und es war ordentlich, als ob der Schneemann lächelte mit seinem breiten Munde, als ihn Lili so lobte.

Am folgenden Tage putzten die beiden Knaben ihren Schneemann noch mehr heraus. Sie malten ihm rothe Backen mit dem Safte von Hollunderbeeren, die sie von den kahlen Sträuchern herabrissen, damit er nicht so bleich aussehen sollte, und setzten ihm einen alten Strohhut auf den Kopf, auf den sie ein grünes Tannenreis steckten. Dann drückten sie rothe Hagebutten in seinen weißen Schneerock statt der Knöpfe. Nun sah er erst wie was Rechtes aus, und Lili hatte ihn so lieb, daß sie gar nicht vom Fenster wegging.

Auch die beiden Brüder hatten ihre wahre Freude an ihm; sie sprangen und tanzten um ihn herum und sangen:

„Schneemann, Schneemann kreideweiß,
Mit dem grünen Tannenreis,
Sieh' doch nicht so dußlig drein,
Tanz' mit uns den Ringelreih'n!
Steh doch nicht so dummlich da!
Trallala! Trallala!"

Er blieb aber ganz ernsthaft und regte und rührte sich nicht; das würde sich auch gar nicht für ihn geschickt haben.

Es war von neuem Schnee gefallen, und so sah der Rock des Mannes so flockig aus, wie ein Bärenpelz, und der eine Knabe sagte zu ihm: „Nun bist Du von außen gut verwahrt, und wir müssen sorgen, daß Du auch etwas Warmes in den Leib bekömmst."

So sagte er und gab ihm eine kleine Thonpfeife in den Mund, in die er ein glimmendes Räucherkerzchen gestellt hatte, welches dampfte und gerade so aussah, als ob er eine Pfeife Tabak rauchte.

Das war nun eine neue Lust; aber nach einigen Tagen waren die Knaben seiner überdrüssig. „Nun wollen wir ihn bombardiren!“ sagte Arthur, und sie machten eine Menge Schneebälle und fingen an nach ihm zu werfen, und sangen dazu:

„Schneemann, o Du feiger Wicht!
Bist so groß, und wehrst Dich nicht!
O Du kalter Block,
Brauche Deinen Stock,
Wehr' Dich Deiner Haut!
Hussa! Aufgeschaut!“

Und nun flogen die Schneeballen gleich Kugeln auf ihn los, piff! paff! Sie wollten ihn zu Tode werfen.

Ein Glück war es für den Schneemann, daß Lili dazu kam. „O laßt doch den armen Mann leben!“ rief sie ihren Brüdern zu, und sie weinte und bat so lange für ihn, bis die Brüder abließen vom Werfen und ihr denselben schenkten.

„Nun soll er aber auch Dein Mann seyn“, sagten die Brüder, „und Du sollst ihn heirathen!“

„Ja, wenn ich groß wäre!“ seufzte Lili und nickte dem Schneemanne zu.

Die beiden Knaben liefen jetzt hinaus auf den Fluß, der da am Garten vorbeifloß und fest zugefroren war; er war so blank, wie ein Spiegel. Da schlitterten sie auf dem Eise, wie es die Knaben zu thun pflegen, und bekümmerten sich gar nicht mehr um den Schneemann. Lili aber blieb ihm treu und kam an jedem Tage heraus, ihm einen Besuch zu machen.

„Du mußt aber recht frieren, Du armer Mann! Es ist heute so kalt!“ sagte sie einmal zu ihm.

„Ach nein, verehrteste Demoiselle!“ antwortete der Schneemann, „äußerlich friere ich gar nicht; sehen Sie nur meinen dicken Pelz; aber

innerlich bin ich so kalt, hu, hu! Ich werde nur ein Bißchen warm, wenn ich Sie sehe, meine wertheste Demoiselle!"

„Aber warum nennst Du mich denn Sie?" sagte Lili; „ich bin ja nur noch ein kleines Kind."

„Werden schon groß werden, verehrteste Demoiselle!" erwiederte der Schneemann. „Ich kenne meine Schuldigkeit! Habe Ihnen auch so noch nicht gedankt, daß Sie mir das Leben gerettet haben, als die wilden Knaben mich zu Tode werfen wollten."

„Das werden sie nicht mehr thun!" sagte Lili; „Du gehörst jetzt mir und bist ja mein Mann. Ach! wenn ich doch groß wäre! — Aber wirst Du denn nicht müde von dem langen Stehen, und hungrig?"

„Ich stütze mich auf meinen dicken Stock", entgegnete der Schneemann, „und was das Hungern betrifft, meine wertheste Demoiselle, sehen Sie, ich bin ein genügsamer Mann und nehme mit Wenigem vorlieb. Knapp geht es freilich her!"

„Lili! Lili!" rief jetzt die Mutter, und Lili sprang fort, nachdem sie ihrem lieben Schneemanne noch zugerufen hatte: „Sei ohne Sorgen! Ich werde Dir täglich etwas zu essen bringen!"

Und sie hielt Wort. Sie theilte ihr Frühstück und ihr Vesperbrod mit ihm, und auch ihre Puppen bekamen von nun an nur halbe Portionen. Sie legte Alles auf ein Tellerchen und stellte es vor den Schneemann hin, und wenn sie ihm am folgenden Tage ihren Besuch machte, war das Tellerchen leer, und sie dachte, es habe ihrem lieben Schneemanne recht gut geschmeckt.

Im Grunde führte aber der arme Schneemann ein recht trauriges und langweiliges Leben. Er stand immer so einsam da bei Tag und bei Nacht; die beiden Knaben, die sonst um ihn herum gespielt und getanzt hatten, ließen sich nicht mehr sehen, und auch die kleine Lili kam nur auf Augenblicke heraus, da es so kalt geworden war. Am häufigsten besuchte ihn noch der Spitz, und der knurrte und bellte auch nicht mehr, wie er früher gethan hatte, wenn er in seine Nähe kam. Mit einem Hunde läßt sich aber nicht viel Vernünftiges sprechen; so war der Schneemann fast immer allein.

Aber des Nachts, ach! da war es noch viel schlimmer! Es gehörte auch vieler Muth dazu, so allein zu stehen im Garten während der langen dunkeln Nächte. Es war so grauerlich in der Einsamkeit, und der arme Schneemann konnte oft kein Auge zuthun vor Furcht, und er zitterte und bebte, wenn ein Ast knackte, oder ein Schneeklumpen von dem Gipfel eines Baumes herabfiel. Kam endlich der Morgen, so ging seine Noth erst recht an. Es kamen die Krähen herbeigeflogen und fraßen ihm sein Frühstück weg, und wollten ihm seine schwarzen Augen aushacken. Er konnte sich ihrer kaum erwehren.

„Mein werthester Herr Spitz", sagte er einmal zu dem Hunde; „wenn Sie nur so gut wären und hier bei mir blieben während der Nacht, wo es so einsam und schauerlich ist, und des Morgens die Krähen wegjagten, die mein Frühstück stehlen und mir die Augen aushacken wollen!"

Der Spitz lachte und sagte: „Bist so groß wie ein Riese, und fürchtest Dich vor den elenden kleinen Krähen! Hast wol gar kein Herz im Leibe!"

„Uf!" seufzte der Schneemann, und der Spitz fuhr fort: „Das geht nicht an! Während der Nacht muß ich drinnen bleiben und das Haus bewachen; aber die Krähen wollen wir bald los seyn!"

Und nun kam der Spitz an jedem Morgen so wie es Tag wurde, und die Krähen wagten es gar nicht mehr, das Frühstück anzurühren, welches der Hund nun selber fraß.

In einer Nacht hatte der Schneemann einen recht großen Schreck, der ihm durch alle Glieder fuhr. Es raschelte und knitterte und schrapte dicht neben ihm, er konnte aber gar nicht erkennen, was es war, da eine dicke Wolke gerade vor dem Monde stand. Gern wäre er davongelaufen, wenn er nicht dazu zu schwerfällig gewesen wäre. So mußte er aushalten, bis die Wolke vorübergezogen war, und da erblickte er denn zu seinem großen Schrecken gerade vor sich ein paar Spieße, die sich zu ihm empor richteten, als wollten sie ihm zu Leibe.

„Hülfe! Hülfe!" schrie jetzt der Schneemann in seiner Angst und wagte noch einen verstohlnen Blick nach den schrecklichen Spießen, die sich

vor ihm bewegten, und er sah jetzt, daß es ein Paar lange Ohren waren. Die Ohren gehörten aber einem Häschen, das da in dem Beete saß und den Kohl aus dem Schnee herausscharrte. Beide, der Schneemann und das Häschen, standen ganz nahe einander gegenüber und beide zitterten und bebten vor einander.

Das Häschen erholte sich zuerst und sagte: „Ach! thun Sie mir nichts, lieber Herr! Draußen auf dem Felde liegt so tiefer Schnee, daß ich kein Hälmchen Gras mehr finden kann. Schon drei Tage lang habe ich gehungert, und bin über das Eis hereingekommen in den Garten, um ein wenig an den Kohlstrunken zu knappern. Ich will es aber in meinem ganzen Leben nicht wieder thun!"

Der Schneemann, der jetzt wieder Muth bekam, und der ein sehr weiches Gemüth hatte, antwortete darauf: „Nun, so iß Dich einmal satt, Du armer Schelm; aber komme mir ja nicht wieder, das rath' ich Dir!"

Die einzige Freude, die der arme Schneemann hatte, war des Abends, wenn in der Stube Licht angezündet wurde. Da konnte er zu dem Fenster hineinsehen bis hinten an die Stubenwand, wo die kleine Lili mit ihren Puppen spielte, und dann seufzte er immer: „Ach, wäre ich doch drinnen bei ihr!" — Bald kam aber das Stubenmädchen und machte den Fensterladen zu, und da war die Freude zu Ende.

Es war jetzt so kalt geworden, daß Lili gar nicht mehr hinaus durfte, und die Fenster waren dick zugefroren; so konnte sie ihren lieben Schneemann nicht einmal mehr sehen, und das that ihr so leid. Sie mußte nun beständig mit ihren Puppen spielen, um die sie sich seit lange gar nicht mehr bekümmert hatte. Die waren aber indessen so unartig geworden und lärmten und schrieen so sehr, daß Lili manchmal recht böse wurde. „Seid gleich stille!" sagte sie dann zu ihnen, „sonst hole ich den Schneemann herein!"

Die Puppen hatten aber eine solche Furcht vor dem großen Schneemanne, daß sie gleich mäuschenstille waren.

Einmal war Lili auf den Stuhl gestiegen und hatte ein kleines Loch in das Fenstereis gehaucht und konnte nun durch dasselbe ihren lieben Schneemann einmal wieder sehen. Der stand noch steif und fest und

guckte nach dem Fenster. Der Wind bewegte eben das Tannenreis auf seinem Hute, und es sah gerade so aus, als ob er Lili zunickte. Da freute sie sich so sehr, daß er sie nicht vergessen hatte.

„Mama“, sagte sie zur Mutter, „erlaubst Du nicht, daß ich den Schneemann hereinbringen lasse, in die warme Stube, da ich nicht hinaus darf?“

„Das geht nicht, liebes Kind“, antwortete die Mutter; „hier ist es zu warm für ihn, er würde zerschmelzen und die ganze Stube vom Wasser überfließen!“

Da mußte Lili sich schon zufrieden geben und warten, bis es draußen wärmer wurde.

Und es wurde wärmer! Der Frühling kam und schon war aller Schnee im Garten geschmolzen; aber der Schneemann stand noch stramm und steif vor dem Fenster auf dem grünen Rasen.

„Wie geht Dir's denn?“ fragte ihn Lili, als sie zum ersten Male wieder hinauslaufen durfte. „Nun besuche ich Dich alle Tage; sei nur recht lustig! Bald kommen nun die Blumen aus der Erde und die Blätter aus den Bäumen; da will ich Dir einen prächtigen Kranz flechten, und Du kannst auch Deinen Pelz ablegen, damit er Dir nicht zu warm wird. Dann gehen wir mit einander spaziren in den grünen Wald, das wird herrlich seyn!“

„Uf!“ seufzte der Schneemann, und der Schweiß stand ihm dabei in dicken Tropfen auf der Stirne und die hellen Thränen liefen ihm aus den Augen an dem Pelze herab. Es war Thauwetter.

Der arme Schneemann mußte recht krank seyn und er hatte wol die Auszehrung, denn er wurde von Tag zu Tage magerer und kleiner, und schrumpfte immer mehr zusammen. Er war jetzt nur noch so groß, wie die kleine Lili und stand ihr Auge gegen Auge gegenüber. Er sah sie so starr mit seinen großen schwarzen Augen an, die nicht kleiner geworden waren, daß es ihr ordentlich bange wurde.

„Mann“, sagte Lili zu ihm, „Du mußt mich nicht so anglotzen, sonst fürchte ich mich!“

„Krick! krack!“ erscholl es jetzt vom Flusse her, und es rollte wie ein anhaltender Donnerschlag. Das Eis war geborsten.

„Was ist das?“ fragte die zitternde Lili.

„Der Tod!“ ächzte der Schneemann, „nun kömmt er zu mir!“ Und dabei rollten seine Augen und sein breiter Mund zog sich ganz schief. Er warf seinen Stock weg und neigte sich auf die Seite.

Die kleine Lili erfaßte ein solches Grauen, daß sie schreiend davonlief.

Am folgenden Morgen war der Schneemann verschwunden und es lag nur noch ein kleines Häufchen Schnee auf dem Platze, wo er gestanden hatte. Aber aus dem Schnee streckte ein Schneeblümchen seine weißen Glöckchen und grünen Blätter hervor. Das wartete und pflegte Lili und dachte dabei an ihren lieben Schneemann.

Der alte Weidenbaum.

Nun hört einmal eine Geschichte, die ich selbst erlebt habe! Es ist eine wunderliche Geschichte!

Am Ende der großen Wiese draußen vor dem Thore steht ein alter verkrüppelter Weidenbaum. Oben an seinem knorrigen Kopfe befindet sich ein Loch, das wie ein offener gähnender Mund tief in den hohlen Baum hineingeht, und seine Rinde ist rissig und runzelig. Aber das kleidet ihn gerade gut, er sieht so recht ehrwürdig aus und man sieht ihm sein hohes

Alter gleich von außeu an. Sein Gipfel ist jedoch schön grün und dicht belaubt, und die langen schwanken Zweige hängen herab bis auf das Bächlein, das an seinem Fuße hinfließt. Er sieht gerade aus, wie ein alter Mann mit Falten und Runzeln im Gesichte, dessen Scheitel aber mit langen Haaren bedeckt ist.

Der alte Weidenbaum macht immer eine ernsthafte Miene, und er hat auch Ursache dazu, da er so alt ist; aber das Bächlein, das unter ihm hinrauscht, ist ein junger lustiger Gesell, der nichts als Possen und Neckereien im Kopfe hat. Bald hüpft und springt es in die Höhe und küßt die Blumen, welche an seinem Ufer stehen, wenn sie sich des Morgens niederbücken, um sich zu waschen und ihre Toilette zu machen, bald murmelt es ein Schelmenliedchen, bald rollt es die kleinen runden Kieselsteine, die auf seinem Boden liegen, her und hin, als ob es mit ihnen schussern wollte. Es kann niemals ruhig sein, und es macht sich manchmal sogar an den alten ernsthaften Weidenbaum und neckt ihn und bespritzt seine herabhängenden Zweige, daß sie tröpfeln und triefen.

Macht es aber das Bächlein dem Weidenbaum gar zu toll, dann wird der manchmal böse und gibt ihm die Ruthe und peitscht es mit seinen langen Zweigen, klitsch! klatsch! so daß es ächzt und schäumt und wehklagt. Das geschieht ihm aber schon recht, warum läßt es den alten guten Weidenbaum nicht ungeneckt, der doch gar keine Lust zu Possen hat.

Demungeachtet sind aber die Beiden ganz gute Freunde und thun sich einander zu Liebe, was sie nur können. Das Bächlein tränkt die Wurzeln des Baumes, damit er nicht verschmachtet, und singt ihm Schlummerliederchen vor, wenn der Alte nicht einschlafen kann; und wenn die Sonne recht heiß auf das Bächlein brennt, so bückt sich der Baum nieder und breitet sich aus, wie ein Sonnenschirm, und beschattet es mit seinen Zweigen, damit sein Wasser nicht warm wird und eintrocknet, was dem Bächlein sehr lästig ist, da es die Kühle liebt.

Unter dem Baume wächst feines weiches Gras, wie ein grüner Sammetteppich, und ich habe das Plätzchen so lieb, daß ich, wenn ich spaziren gehe, immer einen Umweg mache, denn der Baum steht nicht am Wege, und mich oft stundenlang in seinen Schatten setze. Man kann da die

ganze große Wiese, die sich von da hinabzieht, mit all' ihren Tausenden von Blumen mit einem Blicke übersehen, und ist da so recht in der Einsamkeit, weil nur selten einmal Jemand hier vorbeigeht.

Einmal saß ich auch da im weichen Grase. Es war ein schöner Sommerabend und der Vollmoud erhob sich eben hinter dem fernen Hügel. Ich hatte mich niedergelegt, den Rücken auf die Erde und das Gesicht nach oben gewendet, und betrachtete die große goldene Mondkugel, die langsam am Himmel heraufschiffte, und zog den süßen Blumenduft ein, der von der Wiese heraufduftete.

So lag ich lange in Gedanken vertieft. Da rauschte auf einmal das Bächlein stärker und lispelte leise: „Schläft er denn? Schläft er denn?"

Der Weidenbaum rüttelte sich und flüsterte: „St! St! noch nicht! Er wird aber bald schlafen!"

Ich war ganz erstaunt und traute meinen Ohren nicht, blieb aber ruhig liegen, ohne mich zu regen. „Nun, was soll das werden!" dachte ich.

Nach einer Weile fragte das Bächlein wieder: „Schläft er nun?"

„Ja!" zischelte der Weidenbaum; „aber halte Ruhe, damit Du ihn nicht aufweckst!"

„Nun so laß uns ein Bißchen mit einander plaudern", fuhr leise das Bächlein fort, „wir haben uns ja seit drei Nächten nicht gesprochen. Das war ja ein Lärm in jeder Nacht! Was gab es denn?"

„Ach!" seufzte der Baum, „das waren böse Nächte! Au!"

„Nun was seufzest und klagst Du denn?" frug theilnehmend das Bächlein. „Erzähle doch, was es gibt?"

Der Weidenbaum nahm sich zusammen, und sagte: „Ach! ich habe seit der Zeit viele Schmerzen erlitten. Sie haben mich so krank gemacht, und es liegt mir wie Blei im Leibe und drückt und preßt mich!"

„Nun, was ist es denn?" frug wieder das Bächlein. „Erzähle!"

„Ja höre nur!" fuhr wieder der Weidenbaum fort. „Mitten in der Nacht kamen zwei Männer, der eine mit einem schweren Beutel, der andere mit einem schweren Sacke. Der erste kletterte an meinem Stamme in die Höhe und warf den schweren Beutel durch das Loch an meinem Gipfel in meinen Leib, und den Sack hinterher, so daß es ordentlich klang,

wie sie so tief hinabfielen. Dann stieg der Mann wieder herab und sagte: „„Nun da ist es sicher, da sucht es Niemand!““ — „In der folgenden Nacht kamen sie wieder und warfen wieder neue Beutel in meinen Leib, und so die gestrige Nacht noch einmal. Das muß ich nun Alles tragen und es drückt mich fast nieder. Ich muß bersten, wenn sie in dieser Nacht noch einmal kommen. Es wird mein Tod seyn!“

„Nun, sie werden wol nicht wiederkommen!“ sagte das Bächlein, um den guten Weidenbaum zu trösten.

„Sie kommen gewiß!“ erwiederte dieser; „ich habe in der gestrigen Nacht ihr Gespräch gehört, als sie unter mir ausruhten. Der Eine der Männer sagte: „„Nun wollen wir es gut seyn lassen, wir haben genug! Laß uns lieber unser Gut bei Seite schaffen; denn hier scheint es mir auf die Länge nicht so recht sicher.““ — Darauf erwiederte der Andere: „„Das wäre schön! Morgen ist gerade unser bester Fang. Der Herr, den wir morgen besuchen wollen, hat vor einigen Tagen eine große Summe eingenommen, und Alles steckt in seinem Schreibpulte, und dabei noch die vielen Ringe und Uhren! Das wäre schön! Ich habe mich gestern in das Haus geschlichen und mir die Gelegenheit besehen. Da steht auf dem Vorsaale ein großer Kleiderschrank, an welchem immer der Schlüssel steckt. Nachmittags schleiche ich mich in den Saal und verstecke mich in den Kleiderschrank, und wenn der Herr Abends ausgegangen ist, wie er täglich thut, so packe ich ein und nehme Alles mit in den Schrank, wo ich so lange verborgen bleibe, bis er zurückgekehrt und zu Bette gegangen ist.““

„„Wie willst Du aber die zwei Treppen hoch herunter auf die Straße kommen, wenn die Hausthür verschlossen ist?““ frug der Andere.

„„Auch das habe ich mir überlegt!““ entgegnete der Erste. „„Du lauerst draußen, und vom Vorsaal geht ein Fenster auf die Straße. Wenn Alles still ist und ich Dir ein Zeichen am Fenster gebe, so ....““

Eine mir in die Nase geflogene Mücke zwang mich jetzt unwillkürlich zu niesen, und der Weidenbaum unterbrach augenblicklich seine Erzählung und verstummte. Ich blieb wol noch eine halbe Stunde unbeweglich liegen, es blieb aber Alles still und ich hörte nichts, als das leise Rauschen der vom leichten Winde bewegten Zweige des Baumes und das Murmeln

des Bächleins. Es war beinahe Mitternacht, und ich machte mich langsam auf meinen Rückweg nach der Stadt.

Unterwegs dachte ich über das nach, was ich gehört zu haben glaubte, und es kam mir immer unwahrscheinlicher und zuletzt selbst lächerlich vor, daß ein alter Weidenbaum und ein kleiner Bach wie ein paar vernünftige Menschen mit einander gesprochen haben sollten. Ich glaubte zuletzt, ich hätte geträumt; und wirklich hatte ich auch in einem träumerischen Zustande unter dem Baume gelegen.

So kam ich bei meiner Hausthür an, gerade als der Wächter die zwölfte Stunde rief. Der Hausknecht öffnete mir und ich stieg die Treppen hinauf mit einem Lichte in der Hand, das ich mir unten angezündet hatte. Indem ich über meinen Vorsaal ging, sah ich, daß die Thür meines Kleiderschranks nur angelehnt, nicht zugeschlossen war, und etwas klaffte. Ich drückte sie im Vorübergehen zu und drehte den Schlüssel im Schlosse herum. Wie ich dieß that, schien es mir, als ob ich in dem Schranke ein Geräusch hörte, und mein unter dem Weidenbaume erlebtes Abenteuer stand lebhaft vor meiner Seele. „Ob Du selbst am Ende der gemeinte Herr bist!" dachte ich, und trat in die Stube. Hilf, Himmel, wie sah es da aus! Mein Pult war erbrochen und ein großes Capital in Golde, das ich am nächsten Tage für einen Freund auszahlen sollte, all' mein übriges Geld, meine Uhren und Pretiosen — Alles war verschwunden.

Jetzt machte ich Lärm im Hause und weckte die Mitbewohner desselben, und schloß in deren Gegenwart meinen Kleiderschrank auf. Da stand zitternd der Dieb und neben ihm lag ein Sack, in den er das gestohlne Gut gepackt hatte. Wir nahmen ihn gefangen, banden ihn und übergaben ihn einigen herbeigerufenen Gerichtsdienern, die ihn in das Gefängniß führten.

Früh am nächsten Morgen benachrichtigte ich die Polizei von dem, was ich am vorigen Abende gehört hatte, und es wurden sogleich ein paar Gerichtsdiener abgeschickt, den Weidenbaum zu untersuchen. Ich begleitete sie, um ihnen den Ort zu zeigen, wo derselbe stand. Aber der Baum war nicht zu erblicken. Als wir näher kamen, sahen wir, daß derselbe nahe am Boden umgebrochen war. Er war hohl und nur die äußere

Rinde hatte den bezweigten Gipfel aufrecht erhalten. Der Gipfel war über das Bächlein herabgefallen, das er ganz bedeckte. Von dem in ihm verborgen gewesenen Säcken und Beuteln war keine Spur zu finden.

Der zweite Diebsgesell hatte wahrscheinlich die Gefangennehmung seines Genossen in der Nacht gehört oder von fern mit angesehen, und in derselben Nacht den alten morschen Baum umgebrochen und das in ihm verborgene Gut in Sicherheit gebracht.

Aus Dankbarkeit nahm ich eine der langen Ruthen des Weidenbaumes mit mir nach Hause und flocht einen Kranz aus derselben, um ihn zum Andenken aufzubewahren, und den könnt Ihr über meinen Spiegel hängen sehen, wenn Ihr mich einmal besucht.

Der Storch.

„Nun paßt auf!“ sagte die alte K a t h a r i n e zu den beiden Kindern; „nun paßt auf, wenn der Storch kömmt! Der bringt Euch ein kleines Schwesterchen oder Brüderchen!“

Und sie führte die Kinder hinaus in den Garten, und sie setzten sich auf die Bank unter den großen Birnbaum und guckten unablässig in die Höhe, um den Storch nicht zu verfehlen, und sangen dazu:

„Storch, Storch, Langbein,
Bringe uns ein Schwesterlein!
Hol' es aus dem Erlenteich,
Wo es schlummert sanft und weich;
Doch such' uns das Schönste aus,
Trag's fein säuberlich in's Haus!“

Sie hatten sich beinahe die Augen aus dem Kopfe geguckt und sich ganz heiser gesungen, aber der Storch wollte immer noch nicht kommen.

„Ob nur der Storch noch kömmt!“ sagte die kleine Else.

„Er wird schon kommen!“ antwortete ihr Bruder Christian; „und dann bringt er uns auch ein paar Zuckerdüten mit, Dir eine ganz große, und mir eine noch viel größere, denn ich bin der Aelteste!“

„Was macht Ihr denn da?“ rief jetzt Nachbars Peter, der seinen Kopf durch den Zaun herüberstreckte.

„Wir warten auf den Storch,“ antwortete Christian, „der bringt uns ein kleines Schwesterchen.“

„Dummes Zeug!“ lachte der pfiffige Peter. „Der wird Euch auch bald ein Schwesterchen bringen, der dumme Storch! Da könnt Ihr lange passen! Laßt Euch doch nichts weis machen! Ich weiß es besser, wo die Kinderchen herkommen. Die bringt der liebe Gott aus dem Himmel und legt sie des Nachts in die Wiege; da sind sie da!“

Indem kam der Storch über die Gärten geflogen. Er hatte einen großen weißen Lappen im Schnabel, den er von einem Bleichplan mitgenommen hatte, und trug ihn in sein Nest, das mitten auf der Esse stand.

„Der Storch! der Storch!“ jubelten die Kinder, und Christian rief über den Zaun dem ungläubigen Peter zu: „Na, da hast Du's! Und er hat auch gleich die Windel mitgebracht!“

Peter wurde ganz nachdenklich, denn auch er hatte die Windel gesehen.

Jetzt trat die alte Katharine unter die Hausthür und rief: „Kommt geschwind herein, das Schwesterchen ist da! Aber der Storch wollte es gar nicht hergeben, er mochte es gern für sich behalten, so wohl gefiel es ihm, und da hat er die Mutter in's Bein gebissen; die muß nun im Bette liegen.“

Die Kinder stürzten in die Stube. Da lag in der Wiege ein niedliches Schwesterchen mit einem kleinen rothen Gesichtchen und Aeuglein so blau wie Kornblumen, und aus dem Bettchen ragte auf jeder Seite eine große bunte Zuckerdüte heraus. „Die hat der Storch für Euch mitgebracht!" sagte die alte Katharine. — Aber die Kinder waren so glücklich, daß sie gar nicht an die Zuckerdüten dachten, vor Freude über das Schwesterchen.

Nun hätten sie gern auch noch ein Brüderchen dazu gehabt, und sie liefen am folgenden Morgen hinaus, als der Storch auf dem Neste saß, und sangen:

„Storch, Storch, Langbein,
Bring' uns auch ein Brüderlein!
Hol' es aus dem Erlenteich,
Wo es schlummert sanft und weich;
Doch such' uns das Schönste aus,
Trag's fein säuberlich in's Haus!"

Der Storch hörte ihnen aufmerksam zu und drehte den Kopf auf die Seite und betrachtete die kleinen Sänger. Dann machte er eine Reverenz, indem er den Schnabel zurück auf den Rücken legte, und klapperte. Er wollte ihnen wol etwas sagen, aber das verstanden sie nicht, da sie die Storchensprache nicht konnten.

Die Kinder sangen nun jeden Morgen, aber der Storch brachte ihnen kein Brüderchen. Der pfiffige Peter getraute sich gar nicht mehr an dem Hause vorüberzugehen, denn er schämte sich, daß er den guten Storch dumm genannt hatte.

Es kam also kein Brüderchen; aber nach vier Wochen guckten aus dem Storchneste vier kleine Köpfchen mit schwarzen Schnäbelchen heraus. Der Storch hatte sich selbst vier Kinderchen geholt, die lagen im Neste; sie waren aber noch so klein und butzig, daß sie nicht auf den Beinen stehen konnten, deßhalb guckten nur die Köpfchen hervor. Nach und nach wurden die kleinen Störchlein aber größer und kamen immer mehr zum Vorschein. Sie konnten sich schon ein bischen in der Welt umsehen und mit den Flügeln schlagen, und das thaten sie, und bald fingen sie auch an aus dem Neste herauszuklettern und auf dem Dachforste herumzuspa-

ziren. Das sah freilich recht linkisch und tölpisch aus, sie wankten hin und her.

Einmal hatte sich das kleinste der Störchlein ein bißchen zu weit hervorgewagt; es that einen Fehltritt, fiel auf das Dach, rutschte vom Dache herab, und bauz! da lag es unten zu den Füßen der beiden Kinder. Es suchte sich zwar aufzurappeln und die Flügel zu heben, aber auffliegen konnte es nicht; es hatte sich beim Falle einen Flügel verstaucht. Da es nicht fortkonnte, so kniete es in seiner Angst nieder vor den Kindern und sah sie bittend an, gleich als wollte es sagen: „Habt Erbarmen mit mir!"

Christian sagte aber zu ihm: „Nun laß es nur gut seyn und stehe auf; wir thun Dir nichts! Ich mag's gar nicht leiden, wenn einer vor mir kniet. Du kannst bei uns bleiben, und wenn es kalt wird und Deine Aeltern und Geschwister in die warmen Länder fliegen, da kannst Du mit uns in die warme Stube gehen und Dich unter den Ofen legen, da liegst Du warm. Sage aber Deinem Vater, wenn er wiederkömmt solle er uns ein Brüderchen mitbringen! Hörst Du!"

Die Kinder warteten und pflegten nun den lahmen Storch so gut sie konnten. Sie fingen ihm Frösche und Mäuse, und gaben ihm den Abfall vom Fleische in der Küche, so daß er keine Noth litt; er hatte vollauf. Und als es kalt wurde, nahmen sie ihn mit in die warme Stube, wo er sich so gut aufführte, daß sogar der mürrische Pudel ihm seine Freundschaft schenkte und ihn jeden Mittag mit aus seiner Schüssel essen ließ; und das war eine große Ehre für den Storch.

So ging der Winter hin und der Frühling kam, und die Bäume wurden wieder grün, und alle Vögelchen kamen wieder und sangen, und die Schwalben segelten wieder durch die Luft. Da kamen auch die fortgezogenen Störche wieder und nahmen ihr altes Nest in Besitz. Der junge Storch sah sie kommen und setzte sich auf den Dachforst, sie zu empfangen, denn er konnte jetzt wieder fliegen. Wie freuten sich da die beiden Storchältern, als sie ihr liebes Kind wiedersahen, so groß und so gut erzogen! Es war des Klapperns kein Ende, denn sie hatten sich viel zu erzählen; sie sprachen aber Aegyptisch mit einander, und das verstand kein Mensch.

Der junge Storch wollte sich nun wieder in das Nest setzen, wie früher, aber das litten die Alten nicht. „Das geht nicht!“ klapperte der Storchvater; „das Nest ist zu klein für zwei Familien, wenn du etwa heirathen willst! Du siehst ja, es hat nur die eine Etage, und ich selbst muß mich ja behelfen, wenn meine Kinder größer werden, so gut es gehen will, und draußen auf dem Dachforste sitzen.“ — Er wies ihn hinüber auf das Scheunendach, da könne er sich ein Nest bauen nach seinem Geschmack, meinte er.

Das that nun auch der junge Storch; er baute sich ein Nest auf das Scheunendach, und als es fertig war, holte er sich ein schönes junges Storchfräulein aus der Nachbarschaft, und führte es als seine junge Frau in das Nest, und richtete seine eigene Wirthschaft ein.

Der Sommer war da, und aus jedem der beiden Nester steckten wieder Storchkinderchen ihre Köpfchen heraus; aber ein Brüderchen hatten sie nicht gebracht, obgleich die beiden Kinder ihr Liedchen oft genug gesungen hatten. „Es ist doch recht schlecht und undankbar von dem alten Storchvater,“ sagte Christian ganz ärgerlich, „daß er uns kein Brüderchen bringt; wir haben doch sein Kind so gut erzogen!“

Einmal lagen die Kinder in ihren Bettchen und schliefen; es war noch ganz früh und die Sonne eben erst aufgegangen. Da rüttelte sie die alte Katharine aus dem Schlafe und rief ihnen zu: „Steht auf! Der Storch hat in der Nacht ein Brüderchen gebracht!“

Ei, wie schnell sprangen da die Kinder aus ihren Bettchen! Es war richtig, in der Wiege lag ein kleines Brüderchen, und drei Zuckerdüten guckten aus den Kissen hervor, die kleinste für das kleine Schwesterchen. Aber die Mutter hatte der böse Storch wieder in's Bein gebissen. In seiner Freude sprang Christian gleich hinüber zu Nachbars Peter, ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, und er rief ihm schon von weitem zu: „Heute Nacht hat uns der Storch ein Brüderchen gebracht!“

Der pfiffige Peter sagte aber: „Da siehst Du's nun, daß sie Dir etwas aufbinden wollen! Des Nachts liegt der Storch im Neste und schläft, und kann kein Brüderchen holen. Aber der liebe Gott hat Euch das Brüderchen gebracht und in die Wiege gelegt.“ — Und dabei blieb er.

Das Brüderchen wurde von Tag zu Tag größer, und auch die jungen Störchlein in beiden Nestern wuchsen und wurden groß. Und als der Herbst kam und die Störche sich versammelten, um in die warmen Länder zu ziehen, da warf der junge Storch, den die beiden Kinder so gut gepflegt hatten, aus Dankbarkeit und zum Andenken ein Ei und eine große schöne Schwungfeder aus seinem Neste herab auf das unten liegende Heu, das Ei für Christian und die Feder für Else.

Nack's Schatten.

Aus einem Hause in einem kleinen Städtchen ragte eine lange eiserne Stange heraus, an welcher drei blanke gelbe Becken hingen, die der Wind klappernd hin und her schaukelte. Das war das Zeichen, daß in dem Hause ein Barbier wohnte, und die Becken läuteten, damit die Leute hereinkommen sollten, sich für weniges Geld den Bart scheeren zu lassen. Es war aber ein recht ungeschickter Barbier, der da wohnte, das wußten

Alle, die er einmal unter seinem stumpfen und schartigen Messer gehabt hatte. Es gab jedoch keinen andern in dem Städtchen, und so mußten die Leute wol hinein in das Haus, wenn sie nicht mit langen struppigen Bärten herumlaufen wollten, was damals unter netten Leuten nicht Mode war. Wer aber aus der Barbierstube wieder herauskam, der sah roth aus wie ein gesottener Krebs, und sein Gesicht war zerkratzt und voller Schnitte. Man nannte deshalb den ungeschickten Barbier nur den Bartschaber, oder schlechtweg den Schaber. Wenige kannten seinen eigentlichen Namen und die Meisten glaubten, daß er so hieße und nannten ihn so. Er nahm es aber gewaltig übel, wenn man ihn Meister Schaber nannte.

Der Barbier hatte einen Sohn mit Namen Nack, der war ein recht verwilderter böser Bube, so ein rechter Taugenichts. Er zog den ganzen Tag lang in den Gassen herum, ohne etwas zu thun; aber Müßiggang ist aller Laster Anfang! Nack sann auf nichts, als die Leute zu foppen oder ihnen Possen zu spielen. War er einmal zu Hause und saß einer, der sich rasiren lassen wollte, auf dem Stuhle, so stellte er sich seitwärts vor ihn hin und verzerrte sein Gesicht so widerwärtig und schnitt so häßliche Fratzen, daß der Kunde, dem das Messer im Gesichte herumkratzte, lachen mußte, und wipps! schnitt das Messer in die Haut, so daß das rothe Blut an dem Barttuche herunterfloß.

So trieb er es in und außer dem Hause, und es lebte kaum ein einziger Mensch im Städtchen, dem Nack nicht irgend einmal einen Possen gespielt hatte. Das war so bekannt, daß Jeder, dem so etwas widerfuhr, gleich auf Nack rieth und sagte: „Das ist gewiß Schaber's Nack gewesen!“ Und so nannte man einen solchen Possen einen Schabernack.

In demselben Hause gleich über dem Barbier wohnte ein sehr gelehrter Mann. Man hieß ihn nur den Sterngucker, weil er immer nach den Sternen sah; Manche sagten sogar, er wäre ein Zauberer, und das mochte er auch wol so ein Bißchen seyn, denn er sagte jede Sonnen- und Mondfinsterniß auf die Minute jahrelang voraus, ja er prophezeite sogar auch aus den Sternen, ob der Sommer naß oder trocken, ob der Winter

warm oder kalt, und ob das Jahr fruchtbar oder unfruchtbar werden würde. Und das konnte doch nicht mit rechten Dingen zugehen. Dieser gelehrte Sterngucker wohnte aber in einem engen Stübchen gleich unter dem Dache, wie die meisten Gelehrten; er wohnte wol auch so hoch oben, um den Sternen ein bischen näher zu seyn.

Ihm hatte der böse Nack schon manchen Possen gespielt und eben jetzt hatte er sich einen neuen ausgesonnen. Der Sterngucker hatte viele wunderbare Instrumente in seinem Stübchen herumstehen und liegen, die ich gar nicht einmal zu nennen weiß. Er brauchte sie zu seiner Sterngucterei. Unter andern stand da ein Fernrohr, so groß und dick, wie eine Kanone. In seinem niedrigen Stübchen konnte er es nicht aufrichten, und so hatte er ein Loch in die Stubendecke und in das Dach der darüber befindlichen Dachkammer gemacht, durch das er das Fernrohr hindurchschob, wenn er nach den Sternen sehen wollte.

So eben stand er unten vor dem Rohre und guckte nach dem Monde. Nack, der das bemerkt hatte, schlich sich leise in die Bodenkammer und schob seine Hand nach und nach vor das Glas. Der Sterngucker erstaunte, als sich der Mond zu verfinstern anfing, und noch dazu von der unrechten Seite her. Er wischte sich die Augen und sah noch einmal durch das Glas. Jetzt war der Mond beinahe ganz verschwunden.

„Das ist doch ein wunderbares und unerhörtes Phänomen, ganz gegen alle Regel! Das darf nicht Statt finden! Das brächte Verwirrung in alle unsere Berechnungen! Das ist eine Aberration, ja ein wahrer Error, der noch nicht dagewesen ist und den wir nicht dulden dürfen! Ich muß es gleich zu Papier bringen; das wird Aufsehen machen unter den Astronomen!"

So sprach der Sterngucker in seinem Eifer vor sich hin, und Nack, der es oben in der Bodenkammer durch das Loch hindurch hörte, konnte sich eines leisen Kicherns nicht enthalten.

„Ah! bist Du es?" rief jetzt unten der Sterngucker, der das Kichern gehört hatte. „Nun warte, wir wollen gleich ein Wort mit einander reden!" — Aber Nack war längst davongelaufen, als er hinauf kam.

„Der kömmt gewiß wieder!“ dachte der Sterngucker, setzte sich hin und baute eine künstliche Falle, die von außen wie ein gewöhnlicher Kasten aussah. Den stellte er in die Dachkammer so hin, daß man auf ihn treten mußte, wenn man zu dem Loche wollte. Und als es wieder Vollmond war, da schob er sein Fernrohr durch das Loch, um den Mond zu betrachten.

Nack, der schon auf der Lauer stand, wollte wieder eine künstliche Mondfinsterniß machen und schlich sich hinzu; so wie er aber auf den Kasten trat, krach! brach ein Brett ein, die Falle schlug zu und er stak in dem Kasten. Der Deckel war aber so schnell zugefallen, daß Nack's Schatten, den der Mond an die Wand warf, nicht Zeit hatte, mit in den Kasten zu kommen; nur sein lebloser Körper stack darin und der lebendige Schatten war ausgesperrt. Nack's Schatten versuchte es nun, den Deckel aufzuheben, um zu seinem Körper zu kommen, der Deckel war aber so schwer, daß er es nicht vermochte, und da er hörte, daß der Sterngucker jetzt die Treppe heraufkam, so hielt er es nicht für rathsam, länger zu warten, kroch ohne seinen Körper zum Dachfenster hinaus und lief über die Dächer davon.

Der Sterngucker trat jetzt mit einem derben Stocke in der Hand in die Kammer und hob den Deckel des Kastens auf, um Nack eine Lection zu geben; aber, hilf Himmel! da lag Nack's entseelter Körper in der Kiste, kalt und hart wie ein Marmorbild!

„Du gerechter Gott! was habe ich gethan!“ rief jetzt der erschrockene Sterngucker in seiner Angst. „Das habe ich nicht gewollt! Man wird nun sagen, ich habe Nack todtgeschlagen, man wird mich ins Gefängniß setzen und am Ende wol gar als einen Mörder hinrichten! Ich armer, geschlagener Mann! Was fange ich nur an in meiner Noth!“

Er wußte lange nicht, was er thun sollte, doch zuletzt entschloß er sich, legte Nack's Körper in einen leeren Koffer, der in der Bodenkammer unter andern vielen Kisten und Kasten und Instrumenten stand, schloß den Koffer fest zu und schob ihn in einen dunkeln Winkel tief unter das Dach, wo man ihn nicht so leicht finden konnte.

Nack's Schatten war indeß aus Furcht vor dem Sterngucker über die Dächer hingelaufen und von einem niedrigen Häuschen herabgesprungen auf die Straße. Es war ihm ganz wohl zu Muthe, er fühlte sich so leicht, da er seinen schweren Körper nicht zu tragen hatte und konnte jetzt Sprünge machen, wie nie vorher. „Das soll von nun an ein lustiges Leben werden!" dachte er bei sich; „jetzt soll es erst recht angehen! Meinen Körper brauche ich gar nicht, um mich lustig zu machen; nun kann ich alle Welt zum Narren haben, ohne daß sie mich erwischen und mir den Rücken ausbläuen!"

So dachte er, machte vor Freude einige Luftsprünge und tänzelte die Gasse hinunter; er war so leicht, wie eine Feder. Ganz unten in der Gasse lärmte ein Haufen Knaben. Sie spielten Soldaten und marschirten einer hinter dem andern und freuten sich und jubelten, als sie ihre Schatten im Mondschein an der Mauer mitmarschiren sahen; ihre Compagnie war dadurch noch einmal so groß geworden. Nack mischte sich unter sie, fuchtelte bald den, bald jenen, stellte sich als Offizier an ihre Spitze und kommandirte: „Marsch! Eins — zwei, eins — zwei!"

Das ging so eine Weile, aber als die Knaben bemerkten, daß ein Schatten zu viel unter ihnen war, ergriff sie ein panischer Schrecken, sie warfen ihre Stöcke weg, die sie als Flinten gebraucht hatten, und liefen schreiend davon. Nack lachte laut auf und jagte sie durch mehrere Gassen hindurch.

Als er aber so an den Häusern und Mauern hinsprang, kamen ihm ein paar Hunde nach; sie bellten seinen Schatten an und verfolgten und hetzten ihn, und der eine packte ihn bei seinem Rocke und riz — raz! riß er ihm den ganzen Rockschooß ab. Nack mußte rechte Sprünge machen, den Hunden zu entkommen, damit sie ihm nicht auch Stücken aus seinen Beinen rissen, was sie eben so leicht gekonnt hätten, da der Schatten so dünn war wie ein Spinnenwebe. Er ließ sich aber dadurch nicht irre machen und trieb, als er den Hunden glücklich entgangen war, sein Wesen die ganze Nacht hindurch und brachte das ganze Städtchen in Aufruhr. Er riß an allen Hausklingeln und weckte die Leute aus dem Schlafe, und wenn sie zum Fenster heraussahen, da war er fort, oder

stand im Schatten eines Hauses, so daß man ihn nicht sehen konnte. An andern Häusern bellte er wie ein Hund, oder schrie wie eine Katze, und machte alle Hunde und Katzen rebellisch, so daß die ganze Nacht hindurch Niemand ein Auge zuthun konnte vor Hunde- und Katzengeschrei und vor Klingeln. „Das ist gewiß einmal Schabers Nack gewesen!“ sagten Allesammt, aber keiner hatte ihn erblicken können.

Zuletzt wurde er doch müde und legte sich in einen Schattenwinkel, um zu schlafen, denn da konnte man ihn nicht sehen. Er erwachte, als die Sonne schon längst aufgegangen war und wollte nun sein Treiben von neuem beginnen. Er war aber so hungrig, daß er sich erst nach etwas zu essen umsehen mußte. Wo sollte er das aber hernehmen! Da er selbst nur ein Schatten war, so konnte er auch nur Schattenkost vertragen. Er stellte sich deshalb an eine Straßenecke, und wenn ein Knabe mit seinem Butterbrode in der Hand vorbeikam, um in die Schule zu gehen, so riß er ihm den Schatten des Brodes weg und verzehrte ihn. Das Butterbrod wurde aber dadurch ganz hart und kraftlos, wie ein Stück Leder, und die armen Schulknaben bissen sich an demselben beinahe die Zähne aus und wurden doch nicht satt. Mit dem Trinken ging es schon leichter; er stellte sich an den Brunnen und fing den Schatten des Wasserstrahls mit dem Munde auf.

So trieb sich der Schattennack viele Tage und Nächte herum und machte nichts als tolle Streiche; aber er nahm sich jetzt in Acht, daß man seinen Schatten nicht sah, vorzüglich hütete er sich vor den Hunden, die gleich Jagd auf ihn machten, wenn er sich irgendwo blicken ließ. Jedermann, dem ein Possen gespielt wurde, sagte gleich: „Das ist gewiß Schaber's Nack gewesen!“ aber Keiner konnte den Nack finden. Sein Vater vermißte ihn wol, aber er machte sich nichts daraus und dachte, Nack wäre davongelaufen, und er freute sich, daß er den bösen Buben losgeworden war.

Nach und nach kamen aber die Knaben dahinter, daß es Nack war, der sie so oft foppte und mißhandelte, und sie verloren zuletzt alle Furcht vor ihm, und wenn er es einmal versah und sich unter ihnen blicken ließ, fielen sie gemeinschaftlich über ihn her und verjagten ihn. An einem Abend

im Mondschein verfolgte ihn auch ein Haufe Knaben, die ihn entdeckt hatten. Nack wollte um die Ecke eines Hauses herumspringen, das Haus war aber gerade an dem Tage von den Maurern abgeputzt und mit Farben angestrichen worden und noch ganz naß. Nack versah es, als er um dasselbe mit einem hohen Sprunge herumwischen wollte, berührte mit dem einen Beine die feuchte Mauer und blieb an derselben kleben. Je mehr er sich bemühte, sich loszumachen, je fester wurde er gehalten, und sein ganzer Schatten klebte zuletzt fest an der Mauer wie ein Stück dünnes Papier. Er konnte sich weder regen noch rühren. Jetzt brachten die Knaben Steine herbei und warfen nach ihm, und bald war der Schatten so durchlöchert, daß man die weiße Wand durch die Löcher sah. All sein Schreien und Wehklagen half ihm nichts, und erst als eine dunkle Wolke den Mond verfinsterte und der Schatten unsichtbar wurde, ließen die Knaben ab vom Werfen.

Da hing nun der arme Nack, wie eine durchlöcherte Scheibe, und konnte sich nicht bewegen. Und so hing er die ganze Nacht hindurch, und erst als am folgenden Morgen die Sonne das Haus beschien und die Wand abtrocknete, konnte er sich nach und nach loslösen, und das mußte er sehr vorsichtig thun, damit er nicht in Stücken riß.

Die schlimmste Zeit für Nack war die Mittagszeit, wenn die Sonne senkrecht über seinem Scheitel stand. Da hatte er immer viel zu leiden und bekam die entsetzlichsten Krämpfe; er mußte sich vor Schmerz zusammenziehen und krümmen, und sah dann aus, wie ein kleiner verkrüppelter Zwerg. Deshalb brachte er diese Tageszeit gewöhnlich in einem dunkeln Winkel zu. Dagegen waren die frühen Morgen- und Abendstunden für ihn am angenehmsten, und dann trieb er recht sein Wesen. Es war ihm dann so wohl, daß er sich vor Lust zu einem Riesen ausdehnte und streckte, hoch wie ein Haus. Er guckte zu den höchsten Fenstern hinein in die Stuben und rief: „Guten Morgen! Ihr Schlafratzen, wollt Ihr gleich heraus aus dem Bette!“ so daß die Kinder laut aufschrieen, wenn sie das schwarze Gesicht vor dem Fenster erblickten. Und Abends machte er es eben so. „Mummel! mummel!“ rief er zum Fenster hinein, „schlaft, Ihr Krabben!“ und die Kinder krochen vor Furcht unter die Bettdecke und

schwitzten, als ob sie Fliederthee getrunken hätten; einschlafen konnten sie aber so bald nicht.

Eines Tages schlich sich Nack in ein Bierhaus; es war gegen Abend, welche Zeit er gern wählte, weil in der Dämmerung sein Schatten nicht so leicht gesehen wurde. Er mischte sich unter die Gäste, die da an mehrern Tischen beim Biere und Kartenspiele saßen, und fing den Unfug damit an, daß er bald diesen bald jenen bei der Nase oder den Haaren zupfte, dem Einen die Karten aus der Hand riß, dem Andern das Bierglas umstieß. Da Jeder glaubte, sein Nachbar hätte das gethan, so geriethen sie mit einander in Wortwechsel und schimpften sich, und aus dem Schimpfen wurde eine allgemeine Prügelei; jeder schlug auf seine Nachborn los und keiner wußte in der Dämmerung, die in der Stube herrschte, wohin er traf. Nack stand an der Seite und wollte sich todtlacheu.

Jetzt brachte der Wirth ein Licht herein, Alle richteten die Augen nach dem hellen Scheine, und da stand Nack's Schatten leibhaftig an der Wand. Ein Jeder erkannte ihn, und Alle riefen: „Hast Du uns den Schabernack gespielt? Nun warte, wir wollen Dich dafür bezahlen!"

Und nun fielen sie über den unglücklichen Schatten her, der Eine faßte ihn bei den Haaren und riß sie ihm alle auf einen Ruck aus, Andere rissen ihm seine Kleider vom Leibe, noch Andere schlugen mit Knitteln auf ihn los; aber zwei der Zechbrüder hatten sich auf ihn gestürzt, jeder faßte ihn bei einem Beine und sie wollten ihn von einander reißen. Glücklicher Weise stieß jetzt in dem Tumulte einer das Licht vom Tische, so daß es wieder ganz dunkel in der Stube wurde und Nack's Schatten verschwand, sonst hätten sie ihn gewiß in zwei Hälften zerrissen, und wer weiß, was dann aus ihm geworden wäre. Alle riefen nach Licht, ehe das aber kam, war Nack längst zur Thür hinausgehuscht.

Wie sah der aber jetzt aus! Es war zum Erbarmen! Von seinem Kopfe waren alle Haare gerissen, von seinen Kleidern hingen nur noch einige Fetzen um ihn herum und sein Körper war aufgeschlitzt bis hinauf an das Herz und es sah aus, als ob er auf Stelzen ginge, so lang waren seine Beine. Er schämte sich vor seinem eignen Schatten und

kroch durch ein Kellerloch in einen dunkeln Keller, um sich selbst nicht mehr zu sehen.

Am folgenden Morgen, als kaum der Tag dämmerte, kroch er wieder hervor, schleppte sich zu einem Hause, in welchem ein Schneider wohnte, griff zu dem offenen Fenster hinein und stahl einen Knauel Zwirn und eine Nähnadel, um sich seinen aufgeschlitzten Leib wieder zusammen zu nähen. Er fing nun an, sich auszuflicken, hatte aber in der Eile, statt schwarzem, einen Knauel weißen Zwirn ergriffen, und so sahen die vielen weißen Nähte auf dem schwarzen Schatten ganz wunderlich aus. Er machte sich aber nichts daraus. Konnte er doch nun wieder ordentlich ausschreiten und gehen, ohne daß seine zu langen Beine beim Auftreten zusammenknickten.

Die vielen Mühseligkeiten, die Nack, seit er ein Schatten war, zu ertragen gehabt hatte, hatten ihm aber das Schattenleben recht verleidet und er war dessen ganz überdrüssig. „Das geht so nicht länger!“ seufzte er. „So hätte ich mir es nicht gedacht! Ich dachte ein recht freies und fröhliches Leaen zu führen ohne Körper, es geht mir aber jetzt schlechter, als da ich noch einen Körper hatte. Allenthalben Wunden und Löcher, die nicht wieder heilen und zusammenwachsen, kein Haar mehr auf dem Kopfe, auf dem Leibe nur noch ein paar Lumpen, die mich des Nachts nicht wärmen! Verdammt! Und an all’ dem Elend ist der verwünschte Sterngucker ganz allein Schuld, der mich durch seine höllische Zauberfalle um meinen Körper gebracht hat! Nun warte nur, Du Herenmeister, Du sollst es empfinden!“

So dachte und seufzte Nack und machte sich gleich auf, um Rache zu nehmen an dem Sterngucker. Er hatte sich, seit er ein bloßer Schatten war, nicht getraut dem Sterngucker zu nahe zu kommen, eine so große Furcht hatte er vor ihm, da er ihn für einen Zauberer und Herenmeister hielt, und so hatte er das Haus seines Vaters gänzlich gemieden. Jetzt hinkte er hin, kroch die Treppe hinauf bis an die Dachkammer, trat durch die offenstehende Thür ein und hatte vor, alle die Instrumente, die da standen, zu zertrümmern. Der Mond leuchtete ihm und er fing an, Fernrohre, Himmelskugeln und Alles was er fand zu zerschlagen.

Zuletzt entdeckte er auch den Koffer, in welchem sein lebloser Körper lag. „Darin muß etwas Kostbares seyn,“ dachte er, „da er so fest verschlossen ist!“

Er schlug das Schloß entzwei, und so wie er den Deckel aufhob, husch! schlüpfte sein Schatten hinein, als ob er mit Gewalt hineingestoßen worden wäre, und so wie er hinein war, bekam der todte Körper, der nun seinen Schatten wieder hatte uud nun wieder ein Ganzes war, augenblicklich neues Leben. Er richtete sich auf und rieb sich die Augen; es war ihm gerade, als ob er geträumt hätte.

Eben als er aus dem Koffer steigen wollte, trat der Sterngucker zur Thür herein. Der Lärm und das Gepolter in der Kammer hatte ihn aus dem Schlafe geweckt, und er kam herauf um zu sehen, was es wäre. Wie er Nack lebend vor sich stehen sah, war er außer sich vor Freude. Er schloß ihn in seine Arme und rief einmal über das andere: „Du lebst, Nack! Du lebst, Nack! Und ich bin kein Mörder! Oh! ich glücklicher Mann!“

Nack war aber, seit er seinen Körper wieder hatte, ein ganz anderer Mensch geworden; er war völlig umgewandelt. Er sah jetzt ein, was für ein schlechtes Leben er bisher geführt hatte and fühlte, daß das anders werden müsse, und das sagte er dem Sterngucker. Der war darüber so erfreut, daß er ihn noch einmal umarmte und zu ihm sagte: „Nack, wenn das Dein Ernst und fester Wille ist, sollst Du von nun an mein Sohn seyn! Ich will Dich in meiner Wissenschaft unterrichten, so wirst Du ein geachteter Mann werden und dereinst Dein reichliches Auskommen haben!“

„Topp, Herr!“ sagte Nack. Und er hielt Wort. Er saß von früh bis Abends in der Stube des Sterngucker über den Büchern, und obgleich ihm das Lernen anfangs schwer wurde, so gewöhnte er sich doch daran und es war bald seine größte Freude. Er machte mit seinem Lehrer die schwierigsten Berechnungen und wurde ein geachteter Gelehrter. Er war so emsig und eifrig, in seiner Wissenschaft weiter zu kommen, daß er die Stube fast nie verließ, so daß der Sterngucker ihn nöthigen mußte, zuweilen ins Freie zu gehen, damit er nicht von dem zu vielen Sitzen

erkranke. Bei Sonnen- oder Mondschein wagte er es aber nicht auszugehen, denn er entsetzte sich vor seinem Schatten, der nicht wieder wuchs und kahlköpfig, zerrissen und zerfetzt und mit weißen Nähten besetzt neben ihm herlief.

Nack ist nun längst gestorben, aber man sagt noch heute, wenn Einem ein arglistiger Streich angethan worden ist: es ist ihm ein Schabernack gespielt worden. Die gelehrten Sprachforscher wissen nicht, wo das Wort herzuleiten ist; wir wissen es aber nun.

Der verschmähte Liebhaber.

Ein dicker fetter Maikäfer saß schlaftrunken auf einem Kastanienbaume. Die Sonne schien klar und hell, und das Gras und alle Blumen glänzten, und Schmetterlinge und Fliegen aller Art, große und kleine, flogen umher und freuten sich des hellen Sonnenscheins, und summten und sangen, so gut es ein jedes konnte.

Nur der dicke Maikäfer konnte die Sonne nicht leiden. Er hatte sich unter ein breites Kastanienblatt in den Schatten gesetzt, und hatte seine

großen buschigen Augenwimper über die Augen heruntergezogen, wie eine Nachtmütze, und saß da träumerisch und unbeweglich.

„Wenn es doch erst Abend wäre!" dachte er. „Warum nur die heiße Sonne scheint und mir die Augen blendet! Die könnte recht gut am Tage zu Hause bleiben und nur scheinen, wenn es Nacht ist, wie es der Mond thut. Das wäre vernünftig. Und da lärmt es und summt es um mich herum; man kann nicht einmal ruhig schlafen!" — So dachte der faule Käfer.

Da flog eine schöne bunte Fliege daher und setzte sich auf eine Kastanienblüte und senkte ihre kleine Zunge in die Blüte hinab und schlürfte ein Tröpfchen Thau und aß ein Bißchen Blütenstaub. Es war eine prächtige Fliege; ihr schlanker Körper war stahlblau und ihre dünnen Florflügel schillerten grün und violet und golden, als ob sie von schillerndem Taffet gemacht wären. Sie blitzten ordentlich, wie ein Spiegel, und warfen ihren Schein gerade auf den schläfrigen Maikäfer, so daß er seine Augen noch fester zudrücken mußte, so wurden sie geblendet. Er blinzte nur so ein Bißchen, um zu sehen, was es wäre, und da sah er die Fliege in ihrer ganzen Pracht.

„Ei, die ist schön!" dachte er, und konnte gar nicht zum Einschlafen kommen.

Die Fliege umschwärmte den ganzen Tag lang den Kastanienbaum, bald setzte sie sich, bald flog sie auf, bald neckte sie sich mit andern Fliegen und Schmetterlingen, so daß das Herz des Maikäfers, der das Alles mit ansah, gewaltig klopfte und ordentlich warm wurde, was doch sonst eben nicht der Fall war.

„Was mir nur so im Herzen rumort!" brummte er, und setzte dann in Reimen hinzu:

„Ich weiß nicht, was es gibt,
Tief im Herzen
Fühl' ich Schmerzen,
Ich glaub', ich bin verliebt!"

Und da er auf einmal Verse machen konnte, was er noch nie versucht hatte, so glaubte er es wirklich; denn er hatte sagen hören, daß alle Verliebten Verse machten.

Als der Abend kam, flog die Fliege nach einem nahen Blumenbeete und ließ sich auf eine Feuerlilie nieder, die auf demselben stand. Das war ihr Häuschen, in welchem sie jede Nacht schlief. Sie setzte sich zuerst auf das goldene Stühlchen, das in der Lilie stand, putzte noch einmal ihre glänzenden Flügel, stieg sodann tief hinab in den Kelch der Blume, wo ihr Schlafkämmerchen war, und schlief ein und träumte von dem morgenden Sonnenschein.

Jetzt wurde der faule Maikäfer lebendig, er rappelte sich auf, dehnte seine Beine und Flügel, wie ein Schlaftrunkener, und rief seinen Diener. Sein Diener war aber ein Glühwürmchen, das ihm Abends, wenn kein Mondschein war, vorleuchten mußte, denn er war schlecht zu Fuße und hatte ein blödes Gesicht.

Als das Glühwürmchen herbei kam, rief er ihm zu:

„Nun, Bursch, zünd' Dein Laternchen an,
Und leuchte mir gemach voran;
Will gehen zu dem Liebchen mein
Zu einem süßen Stelldichein!
Doch sind wir erst in Liebchens Haus,
Dann lösche Dein Laternchen aus;
Denn nur allein im Dunkeln
Läßt sich's behaglich munkeln."

Der Käfer war ganz verwundert über sich selbst, daß er auf einmal so schöne Verse machen konnte. „Ja, ja, das ist die Liebe!" sagte er, und machte sich auf den Weg, Glühwürmchen mit seinem Lichtchen voraus. Er stolperte nach dem Blumenbeete, kletterte langsam an dem hohen Lilienstengel in die Höhe und steckte, als er oben war, seinen Kopf in die Lilie. Da saß die schöne Fliege mitten darin, wie ein Juweel in einem Ringe. Lange Zeit betrachtete sie der verliebte Käfer mit Entzücken, dann erhob er seine Stimme und brummte in die Lilienblume hinab:

„Schöne Fliege, schöne Fliege,
Komm aus Deiner Blumenwiege,
Komm hervor, es harret Dein
Ein verliebtes Käferlein!

Laß mich ruh'n an Deinem Herzen,
Laß uns kosen, laß uns scherzen,
Küssen uns die ganze Nacht,
Bis der helle Tag erwacht!"

Die Fliege erwachte und erschrak nicht wenig, als sie oben den dicken Kopf des Maikäfers erblickte. Sie nahm aber sogleich einen recht großen Tropfen Thau und spritzte ihm denselben in's Gesicht, daß er zurücktaumelte. Sie hatte ihn gut getroffen, und er war so über und über naß, daß er nach Hause gehen mußte, um sich zu trocknen.

Der erschrockene Käfer war so verdutzt durch den unerwarteten Empfang, der ihm von seinem Liebchen geworden war, daß er jetzt keine Reime finden konnte; er sagte deshalb zu seinem Diener ungereimt: „Wie freundlich doch mein Liebchen ist! Sie wollte mir zum Empfange einen Labetrunk reichen, hat ihn aber in der Eile verschüttet, da bin ich ein Bißchen naß geworden!" — Das Glühwürmchen hatte aber so seine eignen Gedanken und lachte im Stillen.

Und am folgenden Abend stolperte der verliebte Käfer mit seinem vorleuchtenden Diener wieder nach dem Blumenbeete, kletterte wieder an dem Lilienstengel in die Höhe, stieg dießmal in die Lilie hinein und setzte sich auf das goldene Blumenstühlchen, das darin stand. Nachdem er die schöne Fliege, die so süß schlummerte, lange mit stiller Freude betrachtet hatte, sang er brummend in den Kelch der Lilie hinab:

„Du lieblich süßes Zuckerkind,
Komm doch herauf geschwind, geschwind!
Es wartet hier schon lange
Dein Liebster mit Gesange!
Laß uns mit Scherz und Küssen
Die lange Nacht versüßen.
Kömmt dann der heiße Sonnenschein,
Schläfst Du an meinem Herzen ein!"

Von seinem Brummen erwachte Schönfliege und es überfiel sie ein wahrer Todesschreck, als sie den plumpen Käfer oben auf ihrem Stühlchen sitzen sah, das von dem Laternchen des Glühwürmchens ganz erleuch-

tet war. Sie flog auf, um ihm zu entfliehen, stieß aber in der Angst rechts und links an die Wände ihres Lilienhauses, so daß der gelbe Blütenstaub wie eine dicke Wolke emporflog, die den Käfer umhüllte. Er war ganz betäubt davon und mußte seine Augen fest zudrücken vor Schmerz, da der Staub in dieselben gedrungen war. Er kroch rückwärts zurück aus der Lilie und da er seine Augen nicht öffnen konnte, so versah er es und plump! stürzte er von der Lilie hinab auf den Boden.

Da lag er nun mit geschlossenen Augen auf dem Rücken und Glühwürmchen mußte ihm wieder auf die Beine helfen und nach Hause führen. Unterwegs sagte er zu seinem Diener: „Wie gut doch mein Liebchen ist! Sie wollte mich mit Blütenstaub bewirthen, aber sie trug vor Freude ein Bißchen zu viel auf!" — Glühwürmchen sagte: „So, so!" und dachte im Stillen: „Du alter Geck!"

Die arme Fliege konnte sich kaum wieder erholen von dem gehabten Schreck, sie konnte kein Auge mehr zuthun die ganze Nacht, und als es Tag wurde, flog sie zu einer Freundin, einer kleinen Biene, ihr ihre Noth zu klagen. „Heute Abend kömmt gewiß der plumpe Gesell wieder, und das wird mein Tod seyn, da ich mich gar nicht vor ihm zu retten weiß."

Die Biene erwiederte darauf: „Laß das gut seyn, wir wollen schon Rath schaffen, verlasse Dich auf mich! Ich kenne einen Sperling, der soll Dir den lästigen Wicht schon vom Halse schaffen, der versteht keinen Spaß."

„Gott behüte!" rief die Fliege. „Da käme ich aus dem Regen unter die Traufe! Vor dem Sperlinge fürchte ich mich mehr, als vor dem Käfer; der könnte vielleicht Appetit bekommen, mich aufzuessen. Gott behüte und bewahre!"

„Sei deshalb ohne Sorgen", entgegnete die Biene, „der thut Dir nichts zu Leide, und er ist mein bester Freund. Ja, höre nur! Er saß einmal auf einem Kirschbaume und ließ sich die rothen Kirschen herrlich schmecken. Ich saß nicht weit davon und sah ihm zu und freute mich über seinen guten Appetit. Da kam ein Mann mit einer Flinte unter den Baum geschlichen, erhob die Flinte und wollte sie eben auf den armen Sperling anlegen, als ich schnell hinzuflog und den Mann in den Finger stach.

Puff! ging die Flinte los, und der Sperling flog davon. Das kann mir der gute Sperling nicht vergessen, und seitdem sind wir die besten Freunde, und er thut mir Alles zu Gefallen, was er mir an den Augen absehen kann.

Als es wieder Abend geworden war, machte sich der Maikäfer mit seinem Vorleuchter wieder auf den Weg. Er wollte heute den letzten Sturm auf das Herz der Fliege wagen und hatte sich deshalb recht aufgeputzt. Er preßte seine großen Augenwimper, auf die er sich nicht wenig einbildete, recht vor, hatte seinen braunen Rock sauber abgestäubt und seine Unterflügel, wie ein gefälteltes Hemde, hervorgezogen, so daß sie etwas zu sehen waren. So wackelte er fort.

Unterwegs begegnete ihm eine Heuschrecke und sagte zu ihm: „Guten Abend!"

„Schönen Dank!" antwortete der Maikäfer, und setzte dann hinzu: „Höre einmal! Du kannst mit mir kommen. Ich gehe zu meiner Liebsten und will ihr ein Ständchen bringen; da kannst Du die Geige dazu spielen, während ich singe. Ich will schon erkenntlich dafür seyn!"

„Gut!" sagte die Heuschrecke, „ich habe ohnehin jetzt nichts zu thun." — Und sie kam mit.

Wie sie wieder ein Stückchen fortgeschritten waren, trafen sie auf ein kleines rothes Lilienhähnchen. Als das Käferchen den Zug auf sich zukommen sah, dachte es: „Da kömmt gewiß ein vornehmer Herr, da ein Bedienter mit der Laterne ihm vorleuchtet.!" Und es ging schnell aus dem Wege und trat bescheiden auf die Seite, um Platz zu machen.

Der Maikäfer hatte es aber doch gesehen und rief ihm zu: „Höre einmal! Du kannst mit mir kommen. Ich gehe zu meiner Liebsten und will ihr ein Ständchen bringen; da kannst Du die Flöte dazu spielen, während ich singe. Ich will schon erkenntlich dafür seyn!"

„Gut!" sagte das Lilienhähnchen, „ich bin so hier in der Nähe zu Hause." — Und es zog mit.

Sie waren wieder ein Stückchen weiter gegangen, da klang es: „Brumm, brumm, brumm!" — Es war eine Hummel, die sich ver-

spätet hatte, und die in der Dunkelheit ihr Schlupfloch nicht finden konnte.

„Höre einmal!" sagte der Maikäfer zu ihr, „Du kannst mit mir kommen. Ich gehe zu meiner Liebsten und will ihr ein Ständchen bringen; da kannst Du den Brummbaß dazu spielen, während ich singe. Ich will schon erkenntlich dafür seyn!"

„Gut!" sagte die Hummel, „es ist zwar Schlafenszeit, ich will Dir aber gefällig seyn." — Und sie kam mit.

Die ganze Gesellschaft war jetzt bei der Lilie angekommen und die drei Musikanten setzten sich in einen Rosenbusch, der gleich neben der Lilie stand und fingen ihre Musik an. Das war ein schönes Concert! „Si, si, si! Zirp, zirp, zirp! Brumm, brumm, brumm!" erklang es; und der verliebte Maikäfer öffnete seine Flügel und erhob sich und schwebte im Kreise um die Lilie herum und sang dazu mit seiner tiefen Baßstimme:

„Da Du nicht kömmst zu mir heraus
Aus Deinem schönen Blumenhaus,
So komm' ich jetzt herein zu Dir,
Du aller Fliegen schönste Zier!
Du sollst mein treues Liebchen seyn,
Dir will ich ganz mein Leben weih'n!
Komm, laß mich Dich umfassen,
Ich kann nicht von Dir lassen!"

Er wollte eben in die Lilienblume hineinhuschen zu seinem Liebchen, da kam der Sperling geflogen, der auf ihn gelauert hatte, und pick! faßte er ihn bei einem Flügel, den er ihm sogleich vom Leibe riß. Der erschrockene Maikäfer taumelte und stürzte hinab, tief in den Rosenbusch hinein, wo er in Ohnmacht fiel, aus der er erst am folgenden Morgen erwachte. Ein Glück war es aber für den Käfer, daß der Sperling ihn nur beim Flügel gepackt hatte und daß dieser abriß; denn hätte er ihn ganz gefaßt, so würde der arme Käfer nicht mit dem Leben davon gekommen seyn. Ein Glück war es auch für ihn, daß er in den Rosenbusch fiel, wohin der Sperling nicht kommen konnte, wegen der vielen scharfen Dornen.

Der verstümmelte Maikäfer war nun für immer von der Liebe geheilt, und er verlebte den Rest seines Lebens ganz still unter dem Kastanienblatte im Schatten. Er setzte sich aber immer so, daß er Schönfliege nicht sehen konnte, wenn sie ihre Flügel in der Sonnne glänzen ließ. Denken mußte er aber immer an sie.

Das dankbare Mäuschen.

Es wohnte einmal in einem kleinen Dorfe in einer schlechten Hütte eine alte Großmutter, die hatte zwei Kinderchen bei sich, Gottfried und Gretchen hießen sie, und die beiden waren ihre Enkel. Der Vater und die Mutter waren gestorben, deshalb wohnten sie bei der alten Großmutter. Die war aber eine recht arme Frau, sie mußte fleißig spinnen, damit sie was zu leben hatte für sich und die Kinder; aber sie war so alt und so schwach, daß sie nur wenig verdienen konnte mit ihrer Arbeit.

Da gab es denn nun schmale Bissen und das Stückchen Brod, das jedes bekam, reichte oft nicht hin, ihren Hunger zu stillen, ja manchmal mußten sie halbsatt schlafen gehen; und der Hunger thut doch so weh!

„Wenn ich nur erst groß bin!“ sagte Gottfried; „dann will ich schon arbeiten! Dann werde ich ein General, und Du kannst ausruhen, Du alte gute Großmutter, und sollst alle Sonntage ein Stückchen Fleisch zu den Kartoffeln haben, und wir essen die Brühe!“

Er war aber noch nicht groß und so konnte er auch noch kein General werden; aber er schnitzte Quirle von Tannenholz und verkaufte das Stück für einen Pfennig und den brachte er jedesmal der Großmutter. Gretchen haspelte das Garn, welches die Großmutter gesponnen hatte. Sie war ja noch so klein, daß sie nichts anderes arbeiten konnte.

Aber die Großmutter war doch eine gute und mildthätige Frau, obgleich sie arm war. Kam einmal ein armer alter Mann an ihre Thür und bat um ein Almosen, so ließ sie ihn nicht wieder weggehen, ohne ihr Brod mit ihm getheilt zu haben, und auch die Kinder überließen ihm ihr Töpfchen Milch, das sie Mittags zu ihrem Brode erhielten, und begnügten sich mit bloßem klarem Wasser; das Wasser schmeckte ihnen aber so süß wie Honig, weil sie etwas Gutes gethan hatten.

Zuweilen ging die alte Großmutter in den Wald, um dürres Holz für den Winter zusammenzulesen. Einmal war sie auch dahin gegangen, und die Kinder suchten sich Erdbeeren und Himbeeren in ihr Töpfchen, und nebenbei sah sich Gottfried um, ob er nicht irgendwo einen Tannenschößling erblickte, der zu einem Quirle zu brauchen war. Da schoß ganz in ihrer Nähe ein großer Geier nieder und flatterte über den Boden hin, und man sah, daß er etwas jagte. Gretchen that einen lauten Schrei, denn sie dachte, der Geier wollte ihr ein Leid anthun; aber der muthige Gottfried schleuderte einen Knittel nach ihm, so daß der Geier davonfliegen mußte. Ja, er hatte Muth, und er wollte ja ein General werden! Zu ihnen heran kroch jetzt ein niedliches weißes Mäuschen, welches der böse Geier hatte fangen und fressen wollen; es konnte sich aber kaum fortschleppen, so matt war es, und es blutete sehr, denn der

garstige Raubvogel hatte es schon mit seinen scharfen Krallen gepackt gehabt, als ihn Gottfried verjagte.

„O Großmutter, das arme Thierchen!“ riefen die Kinder, „sieh nur, wie es blutet! Der häßliche, böse Vogel!“ Und Gottfried setzte hinzu: „Den schöß ich gleich todt, wenn ich ein General wäre und eine Kanone hätte!“

Die Kinder baten die Großmutter, das Mäuschen mit nach Hause nehmen zu dürfen, um es zu warten und zu pflegen, bis es wieder gesund wäre, und die Großmutter erlaubte, daß es Gretchen in ihrem Schürzchen nach Hause trug.

Das arme Mäuschen war aber beinahe todt, als sie zu Hause ankamen; es konnte gar nicht auf seinen Beinchen stehen vor Mattigkeit. Die Kinder setzten ihm ihre Milch vor und streuten ihm Brodkrümchen hin; es konnte aber weder fressen, noch saufen, so krank war es. Das arme Mäuschen!

„Großmutter,“ sagte Gretchen, als es Abend wurde, „Weißmäuschen muß in meinem Bettchen schlafen, da es so krank ist, und ich will auf der Erde liegen!“

„Da würde es ein schlechtes Lager haben,“ antwortete die Großmutter; „wir wollen ihm ein besseres Bettchen machen!“

Und die Großmutter brachte einen Topf herbei und that Wolle hinein, darauf wurde das Mäuschen gelegt, und Gretchen deckte es mit seinem Schürzchen zu; so lag es weich und warm.

Am Morgen hatte sich Weißmäuschen etwas erholt; es trank ein wenig von der Milch und nahm ein Bröckchen von dem Brode, und es erholte sich in einigen Tagen so, daß es lustig umherspringen konnte. Darüber hatten die Kinder eine große Freude; es war aber auch so gar niedlich, sein Fellchen war weiß, wie frischgefallener Schnee, und seine glänzenden Augen waren roth, wie ein paar Korallen. Dabei war es so munter und possirlich, machte Männchen und sprang herum und spielte mit den Kindern. Es war gar nicht schüchtern, wie sonst die Mäuse sind.

Eines Abends saß Gottfried auf einem Schämel und schnitzte Quirle, und neben ihm lag ein Bündel Holz, aus welchem er sich die

brauchbaren Stücke dazu aussuchte. Gretchen kauerte auf der Erde und spielte mit dem Mäuschen, das lustig um sie herumsprang, sich bald versteckte und bald wieder hervorkam, gleich als ob es Versteckens spielen wollte. Jetzt kroch das Mäuschen in den Holzbündel und zog aus demselben einen Tannenschoß heraus und fing an mit seinen spitzigen Zähnchen die Rinde von demselben abzubeißen und ihn zu schälen, wie es Gottfried mit den übrigen that. Es war gerade, als ob es dem fleißigen Gottfried helfen wollte, und es hätte gewiß einen ganzen Quirl fertig gemacht, wenn nicht die Nacht gekommen wäre, wo die Kinder zu Bette mußten. Man hörte es aber die ganze Nacht hindurch rumoren und schroten.

Das erste, was die Kinder an jedem Morgen thaten, wenn sie aufgestanden waren, war, daß sie sich nach dem Mäuschen umsahen. War es nicht gleich da, so brauchten sie nur zu rufen: „Weißmäuschen! Weißmäuschen!" und gleich kam es lustig herbeigesprungen. Auch jetzt riefen sie, aber das Mäuschen kam nicht. Sie guckten in den Topf, in welchem es sein Bettchen hatte, aber der war leer; sie durchsuchten die ganze Stube, aber Weißmäuschen war nirgends zu finden.

„Gewiß ist des Nachbars garstige Katze in der Nacht hereingekommen und hat es gefressen!" So sagte Gottfried, und Gretchen vergoß viele Thränen über seinen verschwundenen Spielgesellen.

Jetzt wollte Gottfried auch den Holzbündel durchsuchen, der von gestern Abend noch auf der Erde lag, und siehe! da lag oben auf demselben der Quirl, an welchem Weißmäuschen gearbeitet hatte. Er war fertig und so schön, als Gottfried noch nie einen gesehen hatte. Er war so glatt und weiß, als ob er von dem schönsten Elfenbein geschnitzt und gedrechselt gewesen wäre.

„Sieh nur, Großmutter," rief Gottfried, „den prächtigen Quirl! Den muß das Mäuschen in der Nacht fertig gemacht haben. Ich muß ihn gleich probiren, ob er bequem in der Hand liegt und sich gut drehen läßt!"

Und er steckte den Quirl in einen leeren Topf und fing an zu quirlen. Aber o Wunder! der leere Topf fing an sich zu füllen und je mehr Gott-

fried quirlte, je voller wurde er, bis oben an den Rand. Es war eine herrliche Graupensuppe, mit welcher er sich gefüllt hatte, die so kräftig roch, daß die Großmutter sich nicht enthalten konnte, sie zu kosten. Sie schmeckte aber eben so gut, als sie roch, und so setzten sich alle gleich an den Tisch und verzehrten sie, ohne sich lange den Kopf über das Wunder zu zerbrechen. Es schmeckte allen vortrefflich.

So oft nun Gottfried mit dem Quirle in dem leeren Topfe quirlte, so oft füllte er sich, bald mit Reiß- oder Nudeln- oder Milch- oder einer andern guten Suppe. Gewöhnlich schwammen in der Suppe auch Würstchen, oder Klößchen, oder Fleischstückchen.

Die gute Großmutter führte nun mit ihren beiden Enkeln ein herrliches Leben. Sie hatte nicht mehr nöthig, für ihren Tisch zu sorgen, denn sie brauchten nur zu quirlen, so füllte sich der Topf, und die Speisen waren so gut und kräftig, daß die alte Großmutter ordentlich wieder jung wurde, und die beiden Kinder wuchsen heran und wurden stark und kräftig bei der guten Kost. Auch die Armen bekamen ihren Theil von den köstlichen Speisen und waren damit gar sehr zufrieden.

Einmal saß die Großmutter mit den Kindern bei Tische und sie waren alle heiter und fröhlich und scherzten und lachten. Da guckte ein dicker Kopf zu dem niedrigen Fenster herein, das eben offenstand. Es war der Nachbar Claus, der sein breites rothes Gesicht durch das kleine schmale Fenster zwängte und in die Stube hereinsteckte. „Hei!" rief er herein, „da geht's ja lustig her! Ihr habt ja die Hülle und die Fülle!"

„Wir sitzen eben beim Mittagsessen," antwortete die Großmutter; „wollt Ihr unser Gast seyn, so kommt nur herein!"

„Da bin ich dabei!" sagte der Nachbar und er kam herein, setzte sich mit an den Tisch und ließ sich die herrliche Suppe wohl schmecken. Er war neidisch, daß die armen Leute so gut zu essen hatten und sagte: „Nun, Ihr müßt doch einen guten Verdienst haben, daß Ihr so leben könnt. Ich bin ein reicher Mann, aber so eine Suppe kömmt nicht auf meinen Tisch. Gottfried verdient wol so viel mit seinen Quirlen, daß Ihr so leben könnt, oder versteht Ihr vielleicht lange Finger zu machen und Euch das viele Geld herbeizuschaffen, das Euer Tisch kosten muß?"

„Dafür behüte uns der allgütige Gott!" antwortete die alte Großmutter, und sie erzählte dem Nachbar die Geschichte mit dem Quirl.

„Das macht doch einem Kinde weis," erwiederte der Nachbar, „daß ein bloßer Quirl etwas in einen Topf bringt, in welchem nichts ist!"

Da winkte die Großmutter Gottfried, der brachte den leeren Topf und den Quirl herbei, und fing an zu quirlen. Und der Topf füllte sich mit einem Linsengerichte und Bratwürstchen.

„Das ist doch curios!" sagte der erstaunte Nachbar, setzte sich noch einmal an den Tisch und verzehrte das ganze Linsengericht. Dann ging er brummend nach Hause, ohne auch nur „Habt Dank!" zu sagen.

Von nun an dachte der mißgünstige und geizige Nachbar an nichts anderes, als wie er sich den Quirl verschaffen könnte. „Das Bettelvolk braucht keine so köstlichen Speisen!" sagte er, „Kartoffeln und Wasser sind gut genug für die! Die sind an nichts Besseres gewöhnt!"

An einem Morgen ging einmal die Großmutter mit den Kindern wieder in den Wald, um dürres Holz zu holen. Wie der Nachbar sah, daß sie sich entfernt hatten, schlich er hinüber zur Hütte der armen Frau, stieß die schlechtverschlossene Thür mit dem Fuße auf, trat in die Stube, nahm den Quirl aus dem Topfe und steckte dafür einen andern hinein, der jenem sehr ähnlich war. Dann machte er die Thür wieder zu und trug den Quirl in seine Wohnung.

Der Mittag war schon längst vorbei, als die Großmutter aus dem Walde zurückkam. Alle waren müde und hungrig, denn auch jedes der Kinder mußte jetzt ein Bündelchen Holz tragen. „Nun wollen wir uns erholen!" sagte die Großmutter, „bringe nur bald etwas zu essen, Gottfried!"

Gottfried holte den Topf herbei und quirlte; aber der Topf blieb leer; er quirlte wol eine halbe Stunde lang, aber der Topf blieb so leer, wie er gewesen war.

„Was ist denn das?" sagte die Großmutter. „Gewiß haben wir den Quirl zu sehr angestrengt und zu oft gebraucht! Wir wollen ihn heute ruhen lassen; morgen wird es schon besser gehen!"

Und so kochten sie eine Wassersuppe, wie sie sonst gethan, und

schnitten das alte Brod hinein, das sie von gestern übrig behalten hatten. Das schmeckte ihnen freilich nicht so gut, wie die kräftigen Suppen, welche sie durch den Quirl erhielten; aber sie wurden doch satt und dankten Gott auch für diese Gabe. Am folgenden Morgen quirlte Gottfried von neuem; aber auch jetzt blieb der Topf leer; der Quirl hatte seine Kraft verloren.

„So müssen wir wieder, wie sonst, auf Gott vertrauen," sagte die Großmutter, „und von nun an recht fleißig seyn, und Du, Gottfried, kannst jetzt schon mehr verdienen, als sonst, da Du größer und stärker geworden bist. Unser Herrgott wird uns nicht verlassen!"

Die Großmutter kochte die letzten Kartoffeln, die sie noch besaß, und trug sie auf, als sie gar geworden waren. Dann stellte sie sich mit den Kindern um den Tisch herum, und alle drei falteten die Hände und dankten Gott, daß er sie auch heute nicht Hunger leiden ließe. Da hörten sie draußen Geschrei und Hülferuf. Sie erschraken und die Großmutter sagte: „Das scheint aus dem Hause des Nachbars Claus zu kommen! Laufe hinüber, Gottfried, und sieh, ob ihm ein Unglück begegnet ist! Vielleicht können wir ihm helfen."

Gottfried sprang hinüber nach dem Hause des Nachbars und guckte durch die Scheiben zu dem Fenster hinein. Da sah er, daß die ganze Stube fast bis an die Decke voll Wasser war. Claus, dem Ertrinken nahe, stand auf dem Tische und rief um Hülfe.

Der Nachbar Claus hatte den ersten Versuch mit dem gestohlenen Quirl gemacht. Er hatte ihn in einen leeren Topf gesteckt und, wie er von Gottfried gesehen hatte, tüchtig gequirlt. Der Topf fing auch sogleich an, sich zu füllen, aber nicht mit einer lieblich duftenden Suppe, sondern mit grünlichen übelriechendem Wasser. Schnell hörte er mit Quirlen auf, der Topf füllte sich aber immer mehr, bis er überlief. Immerfort quoll das Wasser heraus und lief auf den Stubenboden, und stieg da immer mehr, so daß Claus genöthigt war, sich auf einen Stuhl zu stellen, um nicht in dem Wasser zu waten. Statt der Fleischklößchen und Würstchen quollen Kröten und Frösche und Krebse und häßliches Gewürm aus dem Topfe, die den geängsteten Claus in die Arme und

Beine knippen und zwickten. Immer höher stieg das Wasser in der Stube; Claus sprang auf den Tisch und rief um Hülfe. Als Gottfried kam, stand dem verzweifelnden Nachbar das Wasser schon bis an das Kinn und er war nahe daran zu ertrinken.

Da stieß Gottfried entschlossen eine Fensterscheibe ein, aus der das Wasser wie aus einer Schleuse auf die Straße herausschoß, und oben auf schwamm der Quirl, den Gottfried sogleich als den seinigen erkannte. Er fing ihn auf, trug ihn nach Hause und machte sogleich die Probe, ob es der ächte sei, und so wie er zu quirlen anfing, füllte sich der Topf, wie sonst, mit kräftig duftender Suppe.

So wie aber der Quirl aus der Stube des Nachbars entfernt war, so hörte auch das Wasser in derselben zu steigen auf. Es lief durch die eingestoßene Fensterscheibe und durch die indeß geöffnete Thür nach und nach ab, so daß Claus von dem Tische herabsteigen konnte. Der böse Nachbar war aber durch die Todesangst, die er gehabt hatte, genug gestraft für seinen Neid und Geiz und für seine Unredlichkeit.

Die alte Großmutter lebte mit ihren Enkeln nun wieder ohne Sorgen, und sie dankten Gott für die Gabe, durch die ihnen ihr Leben so sehr erleichtert wurde. Der Nachbar Claus ließ sich aber von nun an nicht mehr vor ihnen sehen und machte, wenn er ausging, allemal einen Umweg, um nicht vor der Hütte der alten Frau vorbeizukommen. Er mochte sich doch ein Bißchen schämen.

Eines Morgens ganz früh rasselte einmal eine prächtige mit vier Pferden bespannte Kutsche in das Dorf herein und hielt gerade vor der Hütte der alten Großmutter. Ein Bedienter in einer reich mit Gold besetzten Livree sprang herab, öffnete den Kutschenschlag und half einer schönen vornehmen Dame aussteigen. Die trat in die Hütte und in die Stube, als ob sie da ganz gut bekannt wäre. Die Großmutter und die Kinder waren ganz erschrocken über den vornehmen Besuch, von dem sie nicht wußten, was er zu bedeuten hatte, und die alte Frau wischte aus Verlegenheit geschwinde mit ihrer Schürze einen hölzernen Stuhl ab, auf den sich die Dame setzen sollte.

Diese gab ihr aber die Hand und sagte: „Erschreckt nicht, gute

Mutter, über meinen Besuch! Ich bin nur gekommen, Euch zu danken für eine große Wohlthat, die Ihr und Eure Enkel mir erwiesen habt!"

„I du mein Gott!" sagte die Großmutter, „wie wäre denn das! Wir armen Leute!"

„So hört denn zuerst, was ich Euch zu verdanken habe!" fuhr die Dame zu sprechen fort. „Ich bin die Tochter einer mächtigen Fee, und die Leute sagten, ich wäre sehr schön. Ein böser alter Zauberer, der mich einmal auf einem Spazirgange gesehen hatte, verlangte von meiner Mutter, sie möchte mich ihm zum Weibe geben; ich hatte aber keine Lust, den alten häßlichen Mann, von dem ich wußte, daß er nichts als Böses that, zu heirathen, und gab ihm eine abschlägliche Antwort. Von nun an stellte er mir nach und wollte mich meiner Mutter mit Gewalt entreißen. Da verwandelte mich diese in ein weißes Mäuschen, weil sie glaubte, daß ich so sicher seyn würde vor den Nachstellungen des Zauberers. Dieser brachte es aber durch seine Kunst heraus, daß ich das Mäuschen sei, und als er mich eines Tages unterwegs traf, verwandelte er sich in einen Geier und jagte mich, um sich meiner entweder mit Gewalt zu bemächtigen, oder mich zu tödten, wenn ich seinen Willen nicht erfüllte."

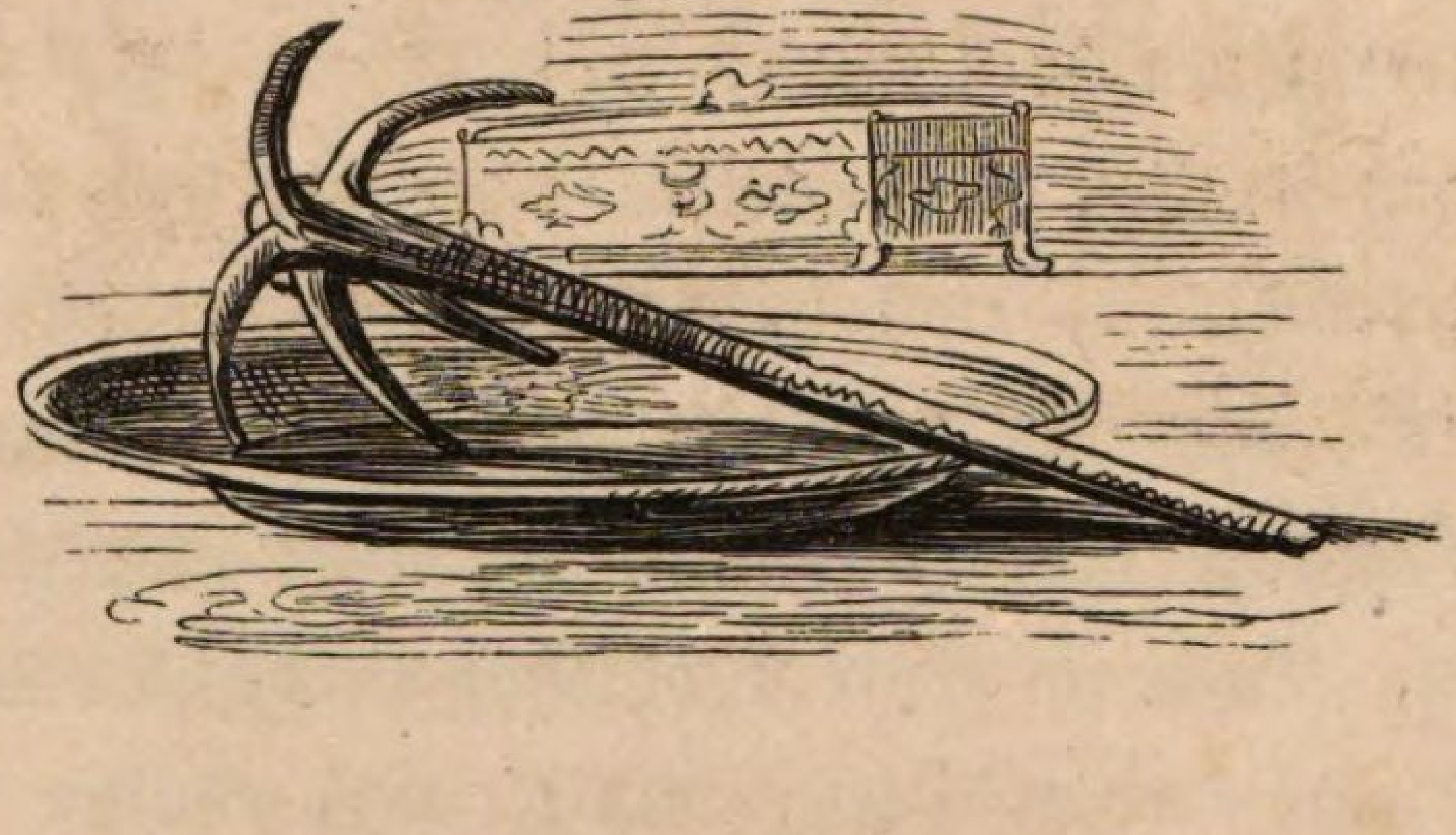
„Ihr erinnert Euch wol noch, daß Ihr vor Jahren einmal ein Mäuschen aus den Krallen eines Geiers befreitet, und daß Ihr es wartetet und pflegtet, bis es von seinen Wunden geheilt war. Dieses Mäuschen war ich, und Ihr habt mir damals das Leben gerettet. Der böse Zauberer ist jetzt gestorben und kann mir nicht mehr schaden, und so bin ich gekommen, Euch für Eure Wohlthat zu danken und zu lohnen."

So sagte die vornehme Dame und die Großmutter und die Kinder konnten vor Erstaunen keine Antwort finden. Sie mußten ihre Hütte und Alles, was sie besaßen, auf der Stelle verlassen und sich mit der schönen Dame in die Kutsche setzen, welche den Weg nach der Stadt nahm. Daselbst angekommen stiegen sie an einem großen prächtigen Hause ab, in welchem die Dame wohnte. Es wurden ihnen in demselben schöne Zimmer angewiesen, in denen sie von nun an leben sollten, und sie fanden darin Hausgeräth und Kleider und Alles, was sie zum Leben brauchten. Für Gottfried und Gretchen war ein Lehrer bestellt, der sie in Allem

unterrichtete, was die Kinder reicher Leute lernen müssen, und nach mehrern Jahren, als Gretchen zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, verheirathete sie ihre Wohlthäterin mit einem vornehmen Manne, und Gottfried, der die Soldaten so sehr liebte, kam als Cadet in ein Regiment.

Alle waren nun glücklich und die gute Großmutter starb zuletzt altersschwach in den Armen ihrer Enkel. Gottfried führte sich aber so gut auf, daß er bald Offizier wurde und von einer Stelle zur andern emporstieg, und wenn er noch lebt, so muß er gewiß jetzt ein General seyn, was er schon als Knabe zu werden wünschte.

Der wunderthätige Quirl hatte nun Ruhe und wurde nicht mehr gebraucht; Gottfried bewahrte ihn aber in einem schönen Kästchen als ein theures Familienstück sorgfältig auf.



Die Unglücksgalloschen.

Am Ende der Stadt stand ein kleines baufälliges Häuschen und daneben war ein kleines Winkelchen, nicht viel größer als ein Tisch. Es stand ein einziger Baum darin, ein schöner Kirschbaum, und unter ihm ein halbes Dutzend Kohl- und Krauthäupter und ein paar Salatstauden; das Winkelchen hieß der Garten. Aber daneben stand ein hohes schönes Haus und nahm dem Gärtchen die halbe Sonne weg.

In dem kleinen Hause wohnte ein armer Tagelöhner Namens Ram mit seiner Frau. Er suchte etwas zu verdienen, wo und wie er nur konnte, um etwas zu leben zu haben für sich und seine Frau; er sägte und spaltete Holz, oder er zog ein Faß mit frischem Trinkwasser auf einem kleinen Handwagen zum Verkaufe durch die Straßen, wobei ihm die Frau als Vorspann diente, oder er kehrte vor den Thüren den Schmuz auf Haufen zusammen. Am meisten wurde er aber zu Botengängen über Land gebraucht, und Jedermann nahm ihn gern zu diesem Dienste, weil er ein ehrlicher und pünktlicher Mann war, auf den man sich verlassen konnte.

Das war aber ein saurer Verdienst für ihn. Er mußte im Sommer und Winter, bei Hitze und Kälte, oft viele Stunden weit laufen, und noch dazu barfuß, denn er hatte keine Schuhe und auch kein Geld, welche zu kaufen. Seine Füße waren deshalb immer voller Schwielen und Beulen, und jeder Schritt machte ihm Schmerzen.

„Wenn ich mir nur ein Paar Schuhe erschwingen könnte!“ sagte er oft; „das wäre mein Glück!“ — Er konnte es aber nicht dahin bringen. Schon öfters hatte er ein paar Groschen von seinem Tagelohne dazu zurückgelegt; da kam aber ein Tag, oder gar ein paar, an welchen er keine Arbeit fand und also auch nichts verdiente, da ging das Ersparte wieder hin und er mußte es für Brod ausgeben. — „Wenn ich mir nur ein Paar Schuhe erschwingen könnte!“ wiederholte er jeden Morgen, wenn er aufstand.

Eines Tages wurde er nun auch einmal nach der nächsten Stadt geschickt, die fünf Stunden entfernt war, um dahin eine Botschaft und von dort zurück auch gleich die Antwort zu bringen. Die Antwort mußte aber binnen einer bestimmten Zeit zurück seyn, wenn sie etwas nützen sollte, und es kam viel darauf an. Ram versprach zu rechter Zeit wieder da zu seyn, und er hatte bisher immer Wort gehalten, so daß man sich auf ihn verlassen konnte. Er machte sich auf den Weg und schritt tüchtig darauf los.

Es hatte seit langer Zeit nicht geregnet, der Weg war hart und steinig, der Boden heiß, wie ein Backofen, und die Luft schwül und drückend. Der arme Ram konnte kaum mehr fort, nachdem er einige Stunden

gewandert war; seine Füße brannten und das rothe Blut floß an denselben herab, so hatte er sich an scharfen Steinen geritzt. — „Könnte ich nur ein Paar Schuhe erschwingen!“ seufzte er, und da er gerade am Saume eines Waldes vorüberkam, legte er sich in den Schatten eines Baumes und streckte seine brennenden Füße in das kühle Gras. Er wollte nur ein paar Minuten lang ruhen und sich nur ein bißchen erfrischen und neue Kräfte sammeln.

Wie er so dalag und um sich blickte, sah er nicht fern von seinem Lager Etwas aus dem grünen Grase hervorragen, und er sprang auf, um in der Nähe zu sehen, was es wäre. Himmel! es waren ein Paar neue, prächtige Galloschen. Die hohen Oberschuhe waren von starkem Juchtenleder und die Sohlen von dickem Eichenholze, unten wegen der Dauer mit vielen großen Nägeln beschlagen.

„Wem müßen die nur gehören!“ dachte Ram, und getraute sich kaum die Galloschen in die Hand zu nehmen. Er wartete eine halbe Stunde lang, in der Hoffnung, daß ihr Besitzer kommen werde, und da er nicht kam, rief er laut nach ihm und wartete noch eine halbe Stunde; aber Niemand kam.

„Nun, wenn Niemand sie will“, sagte er zuletzt für sich, „so nehme ich sie für mich; denn wenn einer nach mir kömmt, so nimmt der sie. Und wenn ich ihren Besitzer finde, gebe ich sie ihm zurück!“

Er zog die Galloschen an; aber sie waren so groß und weit, daß sein Bein darin herumfuhr, wie ein Quirl in einem Topfe, und dabei waren sie wegen der dicken Sohlen und vielen Nägel so schwer, wie Centnergewichte, die an seinen Füßen hingen, welche nicht einmal an einen gewöhnlichen Schuh gewöhnt waren, da Zeit seines Lebens noch nie ein Schuh an seine Füße gekommen war. Er glitschte deshalb nach allen Seiten aus und kam nur langsam und mit großer Beschwerde von der Stelle. Aber das that nichts; seine Freude über die Galloschen war so groß, daß er alles dieses Ungemach nicht achtete und keine Müdigkeit fühlte. Er kam viele Stunden später, als er sollte, an dem Orte an, wohin er geschickt worden war, und noch viel mehr Stunden später kam er zurück,

denn er machte auch den Rückweg mit den Galloschen, die ihm seine bloßen Füße ganz wund gerieben hatten.

Als er endlich zu Tode müde seine Botschaft zurückbrachte, fuhr ihn der, welcher ihn geschickt hatte, mit harten Worten an und gab ihm keinen Lohn, da ihm, wie er sagte, die Botschaft nun nichts mehr nütze, und er noch obendrein großen Schaden dadurch erleide. So mußte der arme Ram ohne Lohn nach Hause gehen.

„Kömmst Du endlich!“ rief ihm seine Frau entgegen, „und bringst Du Deinen Lohn? Ich habe heute noch nichts gegessen und muß Brod kaufen!“

Ganz kleinlaut antwortete der arme Ram: „Lohn bringe ich nicht; aber sieh nur die prächtigen Schuhe!“

Da sie kein Geld hatten, so konnten sie auch kein Brod kaufen, und sie mußten mit einen paar harten Brodrinden vorlieb nehmen, die von gestern übrig geblieben waren. Aber Ram vergaß Hunger und Durst über seine Schuhe. Er legte sie des Nachts unter sein Kopfkissen, damit sie ihm die Diebe nicht stehlen möchten, und er träumte die ganze Nacht, daß sie ihm gestohlen wären, worüber er sich sehr ängstigte.

Er konnte kaum den Morgen erwarten, als er aufstand und seine Galloschen, nachdem er sie von dem gestrigen Staube gereinigt und geputzt hatte, anzog und in die Stadt nach dem Markte ging, um sich an die Straßenecke zu stellen, wo er gewöhnlich zu Arbeiten gedungen wurde. Aber sein Gang war auf dem schlechten holprigen Pflaster noch weit unsicherer, als auf der Landstraße. Er wankte hin und her und taumelte wie ein Betrunkener. Jeder, der ihm begegnete, blieb stehen und sah ihm nach, und die ganze Stadt wunderte sich, den armen Ram, den man Zeit seines Lebens immer barfuß gesehen hatte, jetzt mit so schönen neuen Galloschen zu erblicken, die fast so hoch wie Halbstiefel und ihm noch dazu viel zu groß und weit waren. Bald sammelte sich ein ganzes Heer von Gassenbuben um ihn, das ihn unter Schreien und Höhnen begleitete, wohin er auch gehen mochte. Sie hatten sich gleich ein Schelmenliedchen ausgesonnen, mit welchem sie ihn ansangen, das ungefähr lautete:

„Seht doch Ram's Galloschen,
Kosten einen Groschen.
Seht doch, wie er humpelt,
Wie er quirlt und pumpelt!
Ram, Ram,
Halt' Dich stramm,
Daß Du, Jung und Alt zum Spaße,
Nicht hinpurzelst auf die Nase!"

Wo er sich nur blicken ließ, erscholl dieses Liedchen, so daß er sich endlich genöthigt sah, sich schnell zurückzuziehen, um sich nach Hause zu begeben. Er hob die Füße so hoch er nur konnte, und klipp! klapp! erschollen seine Tritte in der engen Gasse. Das nahm ein großer Fleischerhund sehr übel, der hinter ihm herkam und der sich so über dieses Klappen ärgerte, daß er den armen Ram von hinten in die Wade biß. Ram schrie laut auf vor Schmerz und stürzte zu Boden. Das Blut lief an seinen Beinen herab, und die Galloschen waren ihm von den Füßen gefallen. Er raffte sich jedoch auf, nahm die Galloschen in die Hand und schlich langsam nach Hause. Seine Frau verband ihm seine Wunden, der arme Mann mußte aber acht ganzer Tage zu Hause bleiben, ehe er wieder gehen konnte, und da ging es knapp her während dieser Zeit, in der er nichts verdienen konnte.

Endlich konnte er wieder auftreten, und er sagte: „Nun soll's besser gehen!" — Er wickelte sich alte Lappen um die Füße, um den leeren Raum zwischen den Galloschen auszufüllen, die ihm jetzt wie angegossen paßten, und ging aus, sich Arbeit zu suchen. Er war aber kaum auf die Straße gekommen, als ihn ein paar Gerichtsdiener aufhielten und zu ihm sagten: „Komm mit!"

„Wohin denn?" fragte er.

„Du wirst's schon sehen!" sagten sie und führten ihn vor den Richter. Dieser nahm ihn in's Verhör und frug ihn, woher er die Galloschen hätte? Ram erzählte ehrlich, wie er zu denselben gekommen sei, der Richter aber sagte: „Das mache einem Andern weis; wir wissen schon woher Du sie hast!" — Und er ließ ihn in's Gefängniß führen.

Es war aber zu dieser Zeit in dem Walde, an welchem Ram auf seiner Botschaft vorbeigekommen war, der Leichnam eines ermordeten und beraubten Reisenden aufgefunden worden. Dem hatten die Galloschen gehört und sie waren von mehrern Leuten in der Stadt bei ihm gesehen worden. Jetzt besaß sie Ram, und so wurde er für den Mörder gehalten, um so mehr, als man wußte, wie oft er sich so ein Paar Schuhe gewünscht hatte. Es wurde ihm der Prozeß gemacht und er wurde zum Tode verurtheilt und sollte nach vier Wochen hingerichtet werden. Das war nun recht traurig für den armen Ram, der doch ganz unschuldig war!

Es fehlten nur noch zwei Tage bis zum Tage seiner Hinrichtung, da erhörte der Himmel sein Gebet, ihn doch nicht den Tod eines Mörders erleiden zu lassen. Man brachte ein paar Straßenräuber als Gefangene in die Stadt, welche schon seit langer Zeit die Gegend unsicher gemacht und viele Räubereien an Reisenden begangen hatten. Sie waren überführt, da man sie auf frischer That ertappt hatte, und so gestanden sie, da ihnen das Leugnen nichts geholfen haben würde, alle Räubereien ein, die sie verübt hatten, und unter andern Mordthaten auch die an dem Reisenden, dem die Galloschen gehörten, von dem sie wußten, daß er einen großen Beutel mit Geld bei sich führte, als sie ihm im Walde aufpaßten. Sie schlugen ihn todt, nahmen ihm Alles, was er bei sich hatte, ließen aber die Galloschen stehen, weil sie fürchteten, sich durch sie zu verrathen, und so hatte sie Ram gefunden und, da sie keinen Herrn hatten, mit sich genommen.

Dem glücklichen Ram wurde nun seine Freiheit angekündigt, und der Richter erlaubte ihm die herrenlosen Galloschen zu behalten und mit sich zu nehmen, als eine Art Vergütung für seine lange Gefangenschaft. Um schneller nach Hause zu kommen, nahm der glückliche Ram die schweren Galloschen in die Hand und lief, wie er sonst gewohnt war, barfuß zu seiner Frau. Schon von weitem rief er ihr zu: „Nun, wie geht's?“

„Schlecht genug!“ antwortete sie; „ich wäre beinahe vor Hunger gestorben! Die Kirschen draußen an unserm Baume sind reif und ich wollte sie auf den Markt tragen und verkaufen, um ein paar Groschen zu Brod

zu erhalten. Da kamen aber die Sperlinge und fraßen sie auf, so oft eine roth wurde. Sieh nur hin!"

Ram, der noch nicht einmal in die Stube getreten war, sah hin, und erblickte eine ganze Schaar Sperlinge, die sich die rothen Kirschen wohl schmecken ließen. „Wartet", sagte er, „ich will Euch helfen!" — Und er schleuderte die Galloschen unter den Haufen und war auch so glücklich, einen zu treffen, der alsbald todt vom Baume herabstürzte, während die übrigen sich aus dem Staube machten. Aber die Galloschen trafen das Fenster in dem Nachbarhause, flogen durch die großen Spiegelscheiben auf das Büreau in die Stube und zertrümmerten alle die herrlichen Porzellanvasen und kostbaren Gläser und eine Bronzeuhr, die auf demselben standen.

Es war kaum eine halbe Stunde verflossen, als Ram wieder in dasselbe Gefängniß geführt wurde, aus dem er so eben erst entlassen worden war. Er sollte den Schaden ersetzen, den er angerichtet hatte; aber, du mein Himmel! sein ganzes Häuschen war nicht so viel werth, als eine einzige der prächtigen Porzellanvasen, die in Scherben zerschmettert waren. Da er nun nicht bezahlen konnte, so verurtheilte ihn der Richter zu einer halbjährigen Gefängnißstrafe. Aber schon nach drei Wochen wurde er wieder freigelassen, da seine Frau den reichen Nachbar so lange mit Bitten bestürmt hatte, bis er die Schuld erließ.

Ram kam wieder nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Auf den Schuhen ruht kein Segen; sie haben uns nichts als Unglück gebracht! Zuerst bekam ich keinen Botenlohn, dann biß mich der Hund, dann sollte ich als ein Mörder hingerichtet werden und jetzt habe ich wieder im Gefängniß gesessen; alles um der verwünschten Schuhe willen. Ich will mich von ihnen losmachen und lieber wieder barfuß gehen, wenn ich auch Schwielen bekomme!"

So sagte er, und als es Abend wurde, setzte er die beiden Galloschen vor die Hausthür auf die Straße und schloß die Thür zu. „Da wird sich schon ein Liebhaber zu ihnen finden", dachte er, „der mag zusehen, wie er mit ihnen zurecht kömmt!"

Das Erste, was er that, als er am nächsten Morgen erwachte, war, daß er seinen Kopf durch das kleine Fenster steckte, um nach den Galloschen

zu sehen. Sie waren glücklich fort. Spät Abends waren ein paar lustige Gesellen aus einem Bierhause gekommen und an Ram's Häuschen vorübergegangen. Sie hatten die Galloschen stehen sehen und mitgenommen, um sie zu irgend einem lustigen Streiche zu gebrauchen.

Nun muß man wissen, daß mitten in der Stadt ein großer offener Platz liegt, von allen vier Seiten mit großen schönen Häusern umgeben. Der Platz ist mit Bäumen und Gesträuchen bepflanzt, und mitten auf demselben steht auf einem hohen Postamente die Statue des verstorbenen Königs von weißem Marmor gearbeitet. Der König sitzt auf einem großen galoppirenden Pferde, ist in altrömische Tracht gekleidet, und hat auf dem Kopfe eine große Allongenperücke und in der rechten Hand einen Commandostab. Das sieht recht stattlich aus! Aber der Platz ist nicht gepflastert und sehr feucht und sumpfig, und wer darüber geht, der muß sich in Acht nehmen, daß er seine Schuhe oder Stiefeln nicht im Kothe stecken läßt.

Die beiden lustigen Brüder hatten nun dem galoppirenden Könige Ram's Galloschen an die Füße gezogen und an das Postament einen Bogen Papier befestigt, auf den sie mit großen Buchstaben geschrieben hatten:

„Herr König, zieh Galloschen an,
Wenn Du, vom Reiten müde,
Willst promeniren auf dem Plan.
Der Himmel es verhüte,
Daß Du nicht stecken bleibst im Quark
In diesem butterweichen Park!“

Wer am Morgen vorüberging, blieb stehen und lachte. Bald kam jedoch die Polizei, nahm die Galloschen und den Zettel weg, und da man gleich erkannte, daß es Ram's Galloschen waren, so holte man ihn aus seinem Häuschen, damit er aussage, wer diesen Scherz, den man für eine Beleidigung Sr. Majestät betrachtete, gemacht habe. Ram konnte aber nichts weiter sagen, als was er wußte, und so entließ man ihn zuletzt mit einer tüchtigen Tracht Prügel und der Verwarnung, er möge seine Galloschen in Zukunft besser in Acht nehmen.

Mit einem zerbläuten Rücken, seine Galloschen in der Hand, kam der arme Ram Abends nach Hause. „Da Ihr so nicht wollt, muß man es anders anfangen!“ So sagte er, trug seine Galloschen an den Fluß, und pautz! lagen sie im Wasser, wo sie sogleich untersanken wegen ihrer Schwere. Ram ging nun nach Hause und legte sich zu Bette. Es war die erste Nacht, seit er die Galloschen im Hause gehabt hatte, daß er einen ruhigen und festen Schlaf fand; denn anfangs hatte er aus Furcht vor den Dieben nicht schlafen können, und später aus Furcht vor neuem Unglück, welches die Galloschen vielleicht über ihn bringen könnten. Jetzt war er ganz ruhig und sagte: „Nun bin ich sie los!“

Am folgenden Morgen war Ram so eben aufgestanden und stand mit seiner Frau in der Stube, um die Arbeit des Tages zu besprechen, als das kleine Stubenfenster in tausend Splitter zerschmettert in die Stube stürzte, und mit ihm zugleich flogen die beiden Galloschen herein, der eine derselben der armen Frau gerade in das Gesicht, so daß ihr das Blut aus der Nase und aus dem Munde strömte, in welchem ihr ein halbes Dutzend Zähne ausgeschlagen waren. Die arme Frau stürzte zu Boden und ihr erschrockener Mann wußte in seiner Angst gar nicht, wie er das strömende Blut stillen sollte.

Was war das nun wieder! Die Fischer hatten am vorigen Abend ein großes Netz in den Fluß gelegt, um am folgenden Morgen die gefangenen Fische mit demselben herauszuziehen. Als sie nun das Netz zogen, war es so schwer, daß sie einen guten Fischzug gethan zu haben glaubten. Nur mit vieler Mühe brachten sie es an das Land; da war aber nicht ein einziger Fisch darin, und statt dessen hatten sich Ram's schwere Galloschen, die in der ganzen Stadt bekannt waren, in das Netz verwickelt und mit ihren scharfen Nägeln schrecklich zerrissen. Voll Aerger darüber nahm einer der Fischer die Galloschen und warf dem armen Ram mit denselben sein einziges Fenster ein.

„Das habe ich dumm gemacht!“ sagte Ram, als er dieß erfuhr. „Nun, heute soll es besser werden!“ — Und als der Abend kam warf er die Galloschen in die Schleuse, in welche vieler Unrath aus der Stadt geworfen wurde, und legte sich dann ruhig zu Bette, er

konnte aber vor dem Stöhnen seiner Frau, die viele Schmerzen litt, nur wenig schlafen.

Er stand früh auf und ging an seine Arbeit. Da verbreitete sich die Nachricht, daß der untere Theil der Stadt durch eine Wasserflut überschwemmt sei, und daß das Wasser von Minute zu Minute immer höher steige. Man konnte sich die Ueberschwemmung gar nicht erklären, da es seit langer Zeit nicht geregnet hatte, und der Fluß sehr klein war. Man untersuchte nun die Schleusen, und nach langem Suchen zogen die Schleusenwärter mit ihren langen Haken Ram's Galloschen heraus, welche die Schleuse so verstopft hatten, daß kein Tropfen Wasser abfließen konnte. So wie sie entfernt waren, fiel auch das Wasser wieder.

Der unglückliche Tagelöhner wurde wieder vor das Gericht geführt, da man seine Galloschen gleich erkannte, und da er so arm war, daß er keine Geldstrafe bezahlen konnte, wurde er zu zwanzig Peitschenhieben verurtheilt, die er auch auf der Stelle richtig erhielt. Vor Schmerz stöhnend und mit blauem Rücken kam er wieder nach Hause, seine unglücklichen Galloschen in den Händen tragend.

Er brauchte mehrere Tage, sich zu erholen und er betrachtete mit Angst und Sorge die Galloschen, die da in seiner Stube standen. Endlich kam ihm ein guter Gedanke. „Da Euch das Wasser nicht will", sagte er, „so macht wol das Feuer meinen Sorgen ein Ende!" — Er wollte nun auf der Stelle die Galloschen verbrennen, aber sie waren noch so naß und vom Wasser so durchzogen, daß sie nicht gebrannt haben würden. Sie mußten vorher getrocknet werden. Und so setzte er sie in das geöffnete Fenster in die Sonne, die gerade recht warm schien, und ging an seine Arbeit.

Gegen Mittag erhob sich ein starker Wind, der das Fenster bald zuschlug, bald wieder aufriß. Das Fenster schob die Galloschen her und hin, und rüttelte so lange an ihnen, bis sie zuletzt das Gleichgewicht verloren und hinausstürzten. Platsch! da lagen sie; aber nicht etwa gleich auf der Erde, was ein Glück gewesen wäre; sie fielen auf eine große Schüssel mit Sauerkraut und Bratwürstchen, die eine Frau unten vorbeitrug. Das war aber doch noch ein Glück; denn wären sie der Frau auf den Kopf gefallen, so hätten sie sie sicherlich auf der Stelle todtgeschlagen;

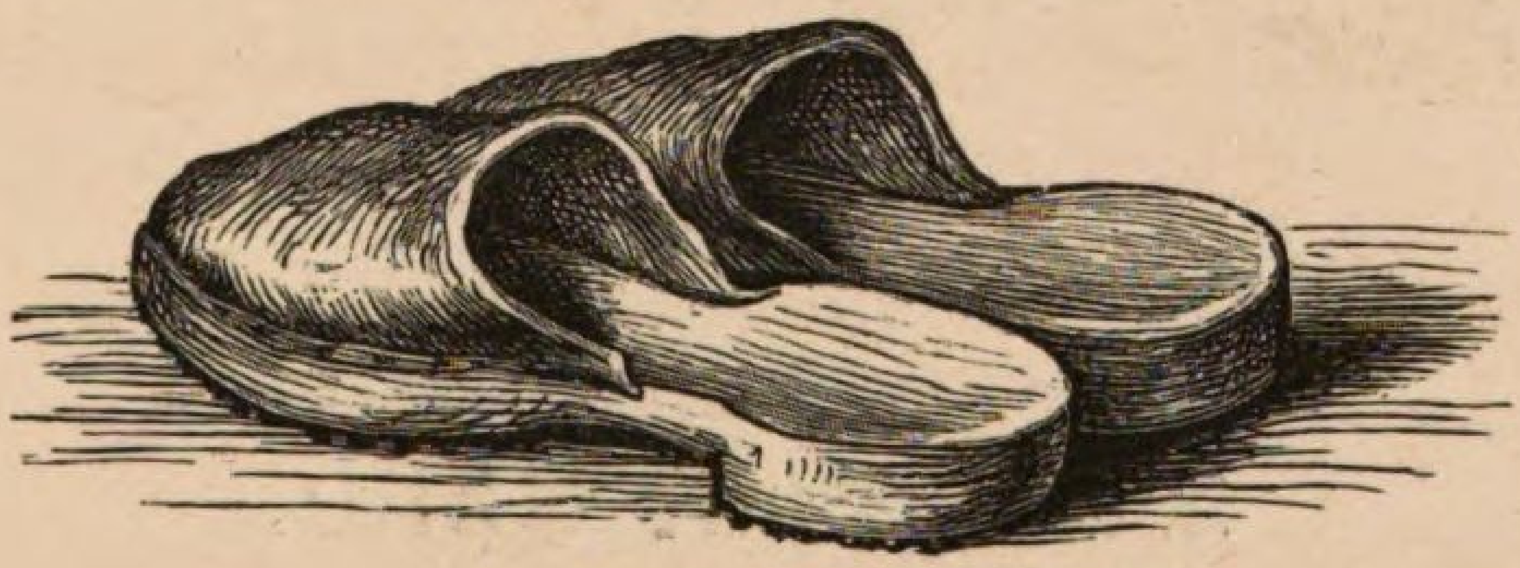
aber die Schüssel war in tausend Scherben zertrümmert und das schöne Sauerkraut und die duftenden Bratwürstchen lagen auf der Erde und wurden ein Festschmaus für die Hunde, die von allen Seiten herbeigerennt kamen.

Ram sollte den Schaden ersetzen; aber er hatte keinen Pfennig im Vermögen. So erlaubte man ihm, am Ende jeder Woche einige Groschen von seinem Wochenlohn abzuzahlen, so lange bis der Schaden vergütet seyn werde. Das versprach er auch.

Die Galloschen waren nun trocken und glänzten von dem Fette, welches Ram öfters in sie eingerieben hatte, um das harte dicke Leder geschmeidig zu erhalten. Er trug deshalb am folgenden Morgen dürres Holz zusammen, legte es auf dem Heerde auf einen Haufen, stellte oben darauf die Galloschen und zündete das Holz an.

Hochauf loderte die Flamme, die durch das aus den Galloschen fließende Fett reichlich genährt wurde, sie ergriff den Ruß der Esse, entzündete ihn, so daß in wenigen Augenblicken die ganze baufällige Esse brannte, die dann das schlechte Schindeldach und zuletzt das ganze Haus in lichte Flammen setzte, so daß es bis auf den Boden niederbrannte.

Ja, nicht immer gereicht die Erfüllung unsrer Wünsche zu unserm Glücke!



Damon und Chloe.

Mitten auf dem großen grünen Tische stand der Christbaum mit seinen bunten Lichtern und rothen Aepfeln und goldenen Nüssen, und um ihn herum lagen Spielsachen holterpolter bunt unter einander geworfen. Aber die Lichter am Baum waren halb heruntergebrannt und ausgelöscht; es war stockfinstere Nacht. Ein paar Stunden früher war es so hell gewesen, wie bei hellem Sonnenschein; da war Christbescheerung für die

kleine Anna und ihren Bruder Karl, und der Baum hatte geglänzt; aber die Kinder mußten zu Bette, denn es war schon spät. „Jetzt sollt Ihr schlafen!“ hatte der Vater gesagt, „morgen könnt Ihr wieder spielen, da wird der Baum wieder angezündet!“

Ach, die Freude hatte gar zu kurze Zeit gedauert! Aber was der Vater einmal gesagt hatte, das mußte geschehen; das wußten die Kinder. So lagen sie in der Schlafkammer in ihren Bettchen, und sollten schlafen. Ja, wenn sie gekonnt hätten! Sie mußten ja immer an morgen denken und an die neue Lust. In der Stube war stockfinstere Nacht.

„Uff! rücke doch ein Bißchen auf die Seite, Du zerbrichst mir ja die Rippen!“ sagte es jetzt unter den Spielsachen. Es war der Hampelmann, der so sagte, und quer über ihm lag der dicke Nußknacker, der ihn fast zu Tode drückte.

„Ich kann ja nicht!“ antwortete der Nußknacker, „centnerschwer liegt es auf mir, ich kann mich nicht rühren! Hätten wir nur Licht, daß man sehen könnte! Au! ich ersticke fast!“

Und unten an dem Stamme des Christbaums lehnte ein kleines buckeliges Männchen, das hatte einen Korb auf seinem Buckel, und in dem Korbe staken Zündhölzchen, denn das Männchen war ein Feuerzeug, so ein künstliches, modiges, ohne Stahl und Stein. Es zog ein Hölzchen aus dem Korbe, strich es über seine grobe braune Schürze, und pisch! brannte das Hölzchen lichterloh; es war ordentlich, als ob der Blitz in dasselbe eingeschlagen hätte. Das Buckelmännchen zündete damit die Lichter an, die auf den untersten Zweigen des Christbaums staken, so hoch es reichen konnte; aber es konnte nicht hoch reichen, weil es so klein war.

„Du Faulpelz!“ sagte das Buckelmännchen zu einem Essenkehrer, der sich auf ein umgefallenes Haus gesetzt hatte und da schlummerte; „kannst Du denn nicht ein Bißchen behülflich seyn!“

Der Essenkehrer brummte, weil er aus der Ruhe gestört worden war, aber er nahm doch seine Leiter, denn im Grunde war er ein guter Essenkehrer, lehnte sie an den Christbaum, stieg hinauf auf die Zweige und zündete alle Lichter an.

„Nimm Dich in Acht,“ rief ihm das Buckelmännchen von unten zu,

„daß Du die blanken Aepfel und Nüsse nicht beschmuzest mit Deinen rußigen Kleidern!“

„Mach' es doch selber, Du kleiner Knirps, wenn ich Dir es nicht recht machen kann!“ brummte der Essenkehrer, und gähnte. Er war jedoch eben fertig mit dem Anzünden.

Jetzt stand der Baum wieder in vollem Glanze und die goldenen und silbernen Aepfel und Nüsse funkelten. Aber behüte der Himmel! wie sah es auf dem Tische aus! Alle die schönen Spielsachen lagen wie Kraut und Rüben unter und über einander. Die Kinder hatten so schnell in ihre Betten gemußt, daß sie gar nicht Zeit gehabt hatten, ein bißchen Ordnung zu machen. Da lag auf dem Hampelmann der Nußknacker mit seinem dicken Kopfe, und auf dem Nußknacker lag der Kirchthurm, und daneben lagen Reiter und Bäume und Bleisoldaten und Häuser und Schäfchen. Es war eine arge Wirthschaft!

Jedes suchte jetzt hervor und auf die Beine zu kommen, nur der Hampelmann blieb liegen; sein Bein war ihm eingeschlafen und that ihm so weh.

„Nun, Hampelmann!“ sagte der Nußknacker zu ihm, „willst Du denn gar nicht aufstehen?

„Du mußt mich nicht Hampelmann nennen!“ erwiederte er, indem er sich aufraffte und sein Bein mit den Händen rieb; „ich bin Ballettänzer und habe schon in der Oper auf dem Theater getanzt und bin gerufen worden!“

„Thue doch nicht so dick und so vornehm!“ antwortete der Nußknacker; „wir wissen ja, daß Du nicht weit her bist! Du bist aus Nürnberg, und ich aus Fürth, und das liegt gleich neben einander!“

„Aber ich bin nach einem Pariser Modelle gemacht,“ sagte der Hampelmann, „und das ist so gut, als ob ich in Paris geboren wäre. Merke Dir das, Du Schnappmaul!“

„Ei, Potz Velten! Respekt vor Euer Gnaden!“ erwiederte der Nußknacker, und machte einen tiefen Bückling.

Auf der einen Ecke des Tisches stand da ein prächtiges Himmelbett mit grünseidenen Gardinen, und die Gardinen waren zugezogen; und in

dem Himmelbette lag Chloe, die schönste Schäferin, die man jemals bei einer Christbescherung gesehen hat. Sie war eben erst aus Paris gekommen, und hatte ein schönes rothes Porzellangesicht mit himmelblauen Glasaugen und schwarzen Schönpflästerchen. Sie hatte ein weißes Atlaßkleid an, auf das rosenrothe Bandschleifchen genäht waren, und auf ihren weißgepuderten Haaren trug sie ein gelbes Strohhütchen mit einer Rose. Sie sah so vornehm aus, daß man sie gar nicht für eine Schäferin würde gehalten haben, wenn sie nicht einen Schäferstab in der Hand gehabt hätte. Sie war prächtig, und lag gleich mit ihrem Schäferstabe im Bette, denn sie konnte ihn nicht ablegen, weil er an ihre Lederfinger festgenäht war; das war aber so bequem, daß sie ihn nicht lange zu suchen brauchte, wenn sie aufstand, ihre Schäfchen zu hüten.

Und vor dem Bette auf einem hölzernen Steine saß ein Schäfer und blies auf seiner Schalmei die herrlichsten Lieder; man konnte sie aber nicht hören, der Drechsler hatte vergessen, die Schalmei auszuhöhlen, und so war sie aus vollem Holze, da konnten die Töne nicht herauskommen; aber denken konnte man sich's, wie schön es würde geklungen haben, wenn man es hätte hören können.

Aber warum schalmeite denn der so schön?

Ich will es nur gleich sagen, damit Ihr es wißt! Der Schäfer hatte die Schäferin so lieb, und er suchte ihr Herz zu erweichen durch seine Musik, da er zum Sprechen zu blöde war; deshalb blies er die ganze Nacht hindurch auf seiner Schalmei, während die Andern schliefen. Sie machte sich aber gar nichts aus ihm, und dazu hatte sie ihre Ursachen. Er hatte nur einen hölzernen Rock an, an welchen nicht einmal Knöpfe genäht waren, und sie trug ein weißes Atlaßkleid mit rosenrothen Schleifchen; das paßt ja nun gar nicht zusammen!

Auf der grünen Tischdecke liefen jetzt die Schäfchen zerstreut herum und fraßen, denn sie dachten, sie wären auf einer grünen Wiese; es schmeckte ihnen so gut, und der Hund, der auf sie Acht haben sollte, lag da und schlief; so hatten sie Freiheit hinzulaufen, wohin sie nur wollten, und das thaten sie auch. Ein schönes schneeweißes Schäfchen, das ein blaues Bändchen mit einem Glöckchen um den Hals trug, denn es war

Chloes Lieblingsschäfchen, lief hin zum Himmelbette und steckte sein Köpfchen zwischen die Gardinen hinein und rief: „Bä! bä!“

Da erwachte die schöne Chloe und sprang mit ihrem Schäferstab aus dem Bette; es war so hell, daß sie dachte, die Sonne schiene, es war aber nur der Lichterbaum.

Jetzt war Alles wieder in schöner Ordnung, Alles was Beine hatte, stand auf denselben, die Reiter sprengten im Galopp auf dem Tische herum, die Soldaten standen in Reih und Glied und marschirten, links, rechts! links, rechts! und das Dorf mit der Kirche und dem Kirchthurme hatte sich wieder aufgestellt, und drumherum standen die Bäume, wie eine Allee. Unter einem Baume saß aber ein Spielmann und drehte seine Leier; so glaubte man, es ginge die Orgel in der Kirche, und das sollte man auch glauben; er leierte aber nur Walzer und Contretänze.

„Sollen wir nicht Christbescherung spielen, da Alles so schön hell ist!“ sagte die Schäferin; „gestern Abend bekamen wir nichts ab, die Kinder aßen Alles selbst, was sie vom Baume herunterrissen, und wir hatten das Zusehen!“

„Das wäre was!“ riefen Allesammt, „das wäre prächtig!“ denn Alle hatten die Schäferin so lieb, weil sie so niedlich war; sie hatte aber nur den gelenken Hampelmann lieb, weil er so schön tanzen konnte; und das war ihr nicht zu verdenken, denn er hatte eine Jacke an von hellblauem Taffet und faltige weißatlaßene Hosen, und in der Hand hielt er ein Tambourin mit Glöckchen.

Die Beiden waren aber alte Bekannte, sie hatten acht Tage und acht Nächte lang in der Spielbude neben einander auf dem Brette gestanden, und hatten sich das Wort gegeben, einander zu heirathen, sobald der Hampelmann eine feste Anstellung bekäme; und die hatte er nun. Chloe nannte den Hampelmann ihren Damon; er hieß aber eigentlich nur Dam schlecht weg; das klang ihr aber nicht vornehm genug, und ihm auch nicht, und er wurde böse, wenn man ihn Dam nannte.

„Wollen wir nicht erst einen Contretanz tanzen, hier auf der grünen Wiese?“ fragte Damon die schöne Chloe, „dann schmecken die Pfeffernüßchen desto besser!“

„Das mag ich gern!“ antwortete sie, und reichte ihm ihre weiße Hand.

„Platz gemacht!“ riefen jetzt die Bleisoldaten, und Jedermann trat auf die Seite.

Da hätte nun einer den prächtigen Tanz sehen sollen! Der Leiermann spielte auf der Leier und der Schäfer machte stille Musik und der Hampelmann war so behende und gewandt und machte Sprünge, daß es zum Verwundern war. Er hob die Beine so hoch, daß sie oben über seinem Kopfe zusammenklappten, wie eine Schere, und die Arme schwang er rückwärts und vorwärts und nach allen Seiten, gleich als ob sie hundert Gelenke hätten, und dabei schlug er den Takt auf dem Tambourin. Chloe verlor ihn manchmal ganz aus den Augen und mußte ihn in der Luft suchen, wenn er so hoch sprang.

Das gefiel ihr aber so wohl, und es gefiel Allen, und Alle standen drumherum im Kreise und sahen zu, und wer einen Mund und eine Nase hatte, sperrte sie weit auf vor Erstaunen, und die Häuser, die keine hatten, sperrten ihre Fensterladen und Fenster auf, um besser zu sehen, und die Bleisoldaten gaben eine Gewehrsalve, und der Kirchthurm und die Häuser, die auch herbeigerutscht waren, stießen ihre Dächer an einander und applaudirten, und die Bäume verneigten sich und bogen ihre Wipfel tief zur Erde. Es war aber auch nichts Gewöhnliches!

Als das Paar sich endlich außer Athem getanzt hatte, sagte Chloe: „Nun ist's genug! Nun mag die Bescherung angehen!“

Und Alle liefen alsbald zu dem Christbaume, und Jeder langte zu, was er eben erreichen konnte. Der Essenkehrer saß noch oben in den Zweigen und warf herunter mit Pfeffernüßchen und Bonbons, und der dicke Nußknacker, der sich gern niedlich machen wollte, kletterte mit vieler Mühe auf den Baum und knackte Nüsse und warf mit den Kernen nach der schönen Chloe; sie mußte sich recht in Acht nehmen, daß er ihr nicht ein Glasauge auswarf. Aber der flinke Hampelmann brauchte gar nicht zu klettern; er sprang an dem Baume in die Höhe und riß die schönsten Zuckerdevisen ab, die an den äußersten Zweigen hingen.

Eben hatte er ein rothes Zuckerherz erlangt, in welchem ein Pfeil stak; das brachte er seiner lieben Chloe, ließ sich zierlich auf ein Knie

nieder und überreichte es ihr. Sie nickte ihm zu und nahm das Herz aus seiner Hand, denn sie wußte schon, daß es sein eigenes Herz bedeuten sollte, und sie biß gleich in seiner Gegenwart ein Stück davon ab, und das sollte heißen: „Ich möchte Dich gleich aufessen, mein Damon, vor lauter Liebe!“ — Ja sie verstanden Beide die Mienensprache!

Als sie aber so hineinbiß in das Zuckerherz, da fiel ein kleines Zettelchen heraus, darauf stand mit ordentlichen Buchstaben gedruckt, so daß man es lesen konnte:

„Du trafst mich tief in's Herz hinein,
Darum leid' ich nun herbe Pein!“

Das war aber so nett, und gefiel der schönen Chloe so wohl, daß sie gleich das ganze Herz aufaß.

Die Lichter am Christbaum waren jetzt alle heruntergebrannt und verlöscht, nur ganz oben brannte noch ein einziges, und daneben hing ein Rosenbouquet von Zucker. Das wollte Damon gern noch herunter haben, um es seiner Geliebten zu bringen, und er machte danach einen entsetzlich hohen Sprung. Aber unten war es schon so finster, daß er nicht sehen konnte, wohin er zurücksprang, und so sprang er mit beiden Beinen in eine Schale voll Honig, die unten auf dem Tische stand zum Geschenk für die Mutter, und dabei brach er noch dazu das eine Bein. Er stieß einen lauten Schrei aus, und die schöne Chloe stürzte auf die Erde und schloß die Augen. Man sollte glauben, sie wäre in Ohnmacht gefallen; und das glaubte man auch, da sie es so natürlich machte.

Auch das letzte Licht war jetzt verlöscht, und es war wieder finstere Nacht. Der Hampelmann in seinem Honigbade wimmerte und ächzte und rief um Hülfe, denn er konnte sich nicht allein heraushelfen aus dem dicken Honig; aber Keiner der Andern half ihm, Keiner hatte ihn lieb, weil er immer so hochmüthig war und die schöne Chloe heirathen wollte, die Jeder gern für sich zur Frau gehabt hätte. So mußte er in der Honigschale stecken, bis es Tag wurde.

Als aber am Morgen die Kinder aus ihren Betten kamen, da sahen sie die arge Wirthschaft, und riefen ihre Aeltern herbei. Die meinten, daß die Katze während der Nacht den Unfug gemacht haben müsse, nur wun-

derten sie sich, daß so viele Nußschalen auf dem Boden herumlagen, da doch die Katzen sonst keine Nüsse fressen.

Der Hampelmann sah aber ganz erschrecklich aus! Bis in die Mitte war er mit Honig dick überzogen, und das eine Bein, das er gebrochen hatte, hing schlaff herab. Anna steckte ihn in das Waschbecken, um ihn zu waschen, aber der Honig saß so fest wie Pech in den faltigen Atlaßhosen und war nicht herauszubringen; und nun war auch seine blaue taffetne Jacke bei der Wäsche naß und fleckig geworden. Er troff über und über, und mußte an den Ofen gehängt werden, um zu trocknen.

Die Kinder spielten indessen mit den übrigen Spielsachen. Mit der schönen Chloe war aber nichts anzufangen; sie war ganz steif, denn sie lag noch immer in Ohnmacht; auch der Schäfer saß noch unbeweglich da, als wenn er von Holz wäre, und das war er auch, und schalmeite. Da kam der Nußknacker und der Essenkehrer an die Reihe; der Essenkehrer mußte für die Kinder Nüsse vom Baume herunterholen, und der Nußknacker mußte sie aufknacken, und da hatten Beide genug zu thun.

Während die Kinder die Nüsse verzehrten, war die Katze zu dem Hampelmanne geschlichen, der da am Ofen bammelte, und spielte mit der Schnur, die von ihm herunter hing. Auf einmal bekam der Hampelmann Leben und fing an mit Händen und Füßen zu zappeln. Das gefiel der Katze, sie riß ihn herunter, faßte ihn um den Leib mit ihrer Schnauze und schleppte ihn die Treppe hinunter in den Holzstall. Da stand in der Ecke eine alte Kiste; es war aber eine alte Rumpelkiste, in die alle unbrauchbaren Dinge, alte Lumpen, zerbrochene Spielsachen und derlei Krimskrams geworfen wurde. In der Kiste hatte die Katze ihr Wochenbett aufgeschlagen, und es lagen darin vier ganz kleine Kätzchen, das waren ihre Kinderchen. Zu diesen trug sie den Hampelmann und sagte: „Ihr Kinder, da ist ein Hofmeister für Euch, von dem sollt Ihr feine Manieren und schöne Sprünge lernen, damit ich Ehre mit Euch einlege, wenn ich Euch einführe in die Welt. Der soll mit Euch spielen und Euch Märchen erzählen, wenn ich ausgehen muß, um Mäuse zu fangen. Aber geht fein säuberlich mit ihm um, damit Ihr ihm nicht die Augen auskratzt!"

„Ei! der prächtige Hofmeister!“ sagten die Katzenkinderchen, und streichelten ihn, denn sie konnten noch nicht kratzen.

„Da oben ist noch eine wunderschöne Schäferin,“ fuhr die Katzenmutter zu sprechen fort, „die hätte ich auch gern mitgebracht und sie sollte Eure Gouvernante seyn; aber die ist krank und muß im Bette liegen und Kamillenthee trinken!“

Ach, wie schmerzte das den armen Hampelmann, als er hörte, daß seine liebe Chloe seinetwegen, wie er glaubte, so leiden mußte! Er vergaß darüber sein eigenes Unglück; und es war doch fürwahr ein großes Unglück für einen Ballettänzer, mit einem lahmen Beine in einer Rumpelkiste zu liegen und der Hofmeister junger Katzen seyn zu müssen. Es war aber keine Rettung; er mußte sich in sein Schicksal fügen, der arme Hampelmann!

Anfangs ging es noch; die jungen Katzen waren noch so dumm und so tölpisch, daß sie zwar auf ihm herumkrochen und ihn bald in das Gesicht, bald auf sein lahmes Bein traten, sie thaten ihm jedoch nichts zu Leide; wie sie aber etwas größer wurden, wurden sie boshaft und heimtückisch, und mißhandelten ihn so viel sie nur wußten und konnten; sie hörten gar nicht auf die guten Lehren, die er ihnen gab, ja sie zerkratzten ihm das Gesicht und seine Kleider. Der arme Hampelmann!

Eines Morgens sagte die Katze zu ihren Kindern: „Nun macht Euch nett, leckt Euch die Pfötchen und putzt Euch ordentlich; heute zu Mittag sollt Ihr der Familie vorgestellt werden! Seid aber ja recht artig, schmiegt Euch und schmeichelt recht, damit Ihr gut aufgenommen werdet! Vergeßt auch nicht, die Krallen recht tief einzuziehen und Sammetpfötchen zu machen, wenn Euch die Kinder auf den Schooß nehmen!“

„Das hat keine Noth!“ antworteten die Kätzchen.

„Könnt Ihr denn noch einen ordentlichen Buckel machen und spinnen? Probirt es lieber noch einmal, damit es ohne Fehler abläuft! — So! nun es geht so passabel! Nur das Spinnen taugt noch nichts; Ihr habt noch nicht den rechten Ton, und es klingt noch zu schnarrig. Laßt es lieber ganz weg, damit Ihr Euch nicht blamirt!“

„Es soll schon gehen!“ sagten die Kätzchen, und ihre Mutter fuhr

fort, denn sie machte gern viele Worte: „Nehmt Euch in Acht, daß Ihr der schönen Schäferin nicht zu nahe kommt, die steht in hohen Ehren, und es ist nicht einmal mir erlaubt, mit ihr zu spielen. Den Nußknacker den könnt Ihr schon ein Bißchen herumzausen; seht Euch aber vor, daß er Euch nicht erwischt, wenn er nach Euch schnappt, er hat scharfe Zähne. Nun nehmt Euch zusammen!"

So gab die Katzenmutter ihren Kindern gute Lehren, und als zu Tische geläutet wurde, führte sie sie hinauf in das Speisezimmer. Sie wußte sich so viel, als sie in das Zimmer trat mit ihren vier Kinderchen, von denen eins ein dreifarbiges war, und schritt ganz stolz voraus und sah sich immer nach ihnen um, damit sie nichts Ungeschicktes machten.

„Oh Vater!" riefen Anna und Karl, „sieh doch die niedlichen Miezekätzchen!"

Aber der Vater machte ein finsteres Gesicht, und hatte gar keine Freude darüber. „Wo kömmt denn das Katzengeschmeiß schon wieder her!" sagte er, „das fehlte noch!"

Er rief dem Bedienten und sprach heimlich mit ihm. Er hatte ihm aber gesagt, er solle das dreifarbige Kätzchen der Tante Karoline bringen und die übrigen drei in den Fluß werfen, und der Bediente trug die Kätzchen fort, und die alte Katze schrie: „Miau!" als man ihre Kinder forttrug. Es half aber Alles nichts.

Nun war der gute Hampelmann allein in der Kiste, denn auch die alte Katze kam nicht mehr hin, und die Einsamkeit that ihm recht wohl; er hatte jetzt Zeit an seine liebe Chloe zu denken, und das that er auch unabläßig. „Ob sie nur wieder ganz gesund ist!" sagte er, „und ob sie wol noch an mich denkt!" — Und dann fiel ihm sein lahmes Bein ein, und er seufzte: „Ach! mich armen Krüppel hat sie gewiß längst vergessen und hat den dickköpfigen Nußknacker geheirathet, oder den langweiligen Schäfer! Oh!"

Von Zeit zu Zeit wurde neuer Plunder in die Kiste geworfen, es war aber nichts darunter, mit dem er sprechen konnte, denn die alten Hadern und Lumpen waren so dumm und konnten ihm keine Antwort geben, wenn er sie nach der schönen Chloe fragte.

Eines Tages raschelte etwas in der Kiste, und der Hampelmann hob seinen Kopf in die Höhe, um zu sehen, was es wäre. Es war ein neugieriges Mäuschen, das hineingesprungen war, und es war recht erschrocken, als es den Kopf des Hampelmanns sah, der aus den Lumpen hervorguckte. Es pfiff vor Angst, und gleich kamen viele Mäuschen herbeigerannt, die wollten alle sehen, was es gäbe; es war eine ganze Mäusefamilie, die Mutter mit zehn Kindern. Der Hampelmann rührte und regte sich nicht. Da wurde die Mäusemutter ganz dreist, sprang ein paar Mal über ihn weg und zupfte ihn vorsichtig bei der Nase. Er rührte und regte sich nicht.

„Der thut Euch nichts!" sagte die alte Maus, „und es muß Honigkuchen hier herum seyn, es riecht so appetitlich! Seht Euch nur um!"

Und die Mäuschen wühlten jetzt in der Kiste herum und krochen unter die Hadern und kamen an die Beine des Hampelmanns, die von dem Honig ganz durchzogen und steif waren, wie Honigstrizeln.

„Mama!" riefen sie, „der Mann hat Honigkuchenbeine!"

„Dacht' ich's doch!" sagte die Mäusemutter; „ja ich habe eine feine Nase! Nun so kostet sie, denn das schmeckt gut!"

Und sie fingen an an den Beinen zu knappern und zu schroten, und das schmeckte ihnen so süß, daß sie gar nicht wieder aufhören mochten.

„Thut nicht zu viel auf ein Mal!" rief ihnen die Mutter zu, „sonst verderbt Ihr Euch den Magen und müßt zu Hause bleiben und Fliederthee trinken!"

„Oh! das schmeckt so süß, Mama!" sagten die Mäuschen, und kamen nun alle Tage und nagten an den Beinen, und das thaten sie so lange, bis sie sie ganz abgefressen hatten, so daß nicht einmal mehr Stummeln blieben. Der arme Hampelmann! Er war nur noch der Rumpf von einem Hampelmanne.

Schmerzen litt er aber gar nicht, denn er lag in einer Art Betäubung und Fühllosigkeit; es war ihm ganz einerlei, ob er Beine hatte, oder keine, er war ein halbtodter Mann.

Ein Jahr war nun um, und es war wieder Weihnachtsabend. Der Christbaum stand wieder auf dem grünen Tische und funkelte, und um ihn

herum waren wieder neue Spielsachen aufgestellt; darunter war auch eine neue Puppe. Nein, wie war die schön! Es mußte wol eine Prinzessin seyn, sonst hätte sie nicht so schön seyn können! Sie hatte ein Schleppkleid an von purpurrothem Sammet, weil es Winter war, ihre natürlichen Haare waren in Zöpfe geflochten und auf der Stirne glänzte ein goldenes Diadem, das sah gerade aus wie ein Krönchen, und darum war sie ganz gewiß eine Prinzessin, oder wol gar eine Königin, wenn sie keine Prinzessin war. Die Kleider waren auch gar nicht auf ihren Leib genäht, wie bei der Schäferin; man konnte sie ordentlich ausziehen, wenn sie sich zu Bette legen sollte, und dazu war eine ganze Kiste voll Nachtzeug da, und auch andere Kleider von Batist und Seide für den Sommer.

Das war aber schlimm für die arme Chloe! Die hatte ihr Atlaßkleid ein ganzes Jahr lang auf dem Leibe getragen, ohne es abzulegen, und wenn man ein Kleid ein Jahr lang Tag und Nacht auf dem Leibe getragen hat, so ist es unscheinbar geworden; und so war auch Chloes Kleid, man erkannte nicht mehr, daß es einmal weiß gewesen war.

„Höre, Chloe,“ sagte Anna zu ihr, „Du bist jetzt so schmuzig und siehst aus wie ein rechter Aschenbrödel! Pfui! Du darfst nicht mehr in die Stube kommen, und kannst auch nicht mehr in dem Himmelbette liegen, darin schläft jetzt die Prinzessin. Du mußt in die Küche gehen und sollst die Köchin seyn. Führe Dich aber gut auf und lasse die Suppe nicht anbrennen!“

Ach, das war so traurig für die arme Chloe, daß sie nun immer an dem schmuzigen Herde stehen sollte! und wenn es nichts zu kochen gab, mußte sie spinnen und stricken. Sie sehnte sich recht, aus dem Hause zu kommen, besonders wenn sie an ihren lieben Damon dachte, der so gelenk war und so schön tanzte.

„Wenn er mir nur treu geblieben ist!“ sagte sie. „Ich ginge gleich mit ihm in die weite Welt, wenn er mich zu holen käme! Aber der hat gewiß schon längst eine Andere zur Frau genommen, und hat mich vergessen! Ich sehe freilich jetzt ein Bißchen schmuzig aus, und er war so schön, und ich habe ihn noch immer so lieb!“

So klagte die arme Chloe und mußte nun in der Küche am Herde

stehen und Thee und Suppe kochen für die Prinzessin. Aber neben dem Herde saß der blöde Schäfer mit seiner Schalmei und machte noch immer stumme Musik und seufzte dazwischen, denn er konnte keine schönen Worte machen. Der wollte noch immer Chloe gern zur Frau haben, obgleich sie so schmuzig war; sie sagte aber: „Nein! Ich bin mit Damon verlobt und bleibe ihm treu bis in den Tod, auch wenn er mich vergessen hat!"

Einmal, als Chloe eben eine Schüssel voll heißer Suppe zur Prinzessin tragen wollte, kam der Kettenhund, der sich unten im Hofe von der Kette losgerissen hatte, in die Stube gesprungen und rannte so stark gegen die arme Chloe, daß er sie umriß. Sie fiel auf ihr Porzellangesicht, so daß es in tausend Stückchen zersprang, und sie nun gar kein Gesicht mehr hatte, und die heiße Suppe floß auf den Hund herab und verbrannte ihn so sehr, daß er vor Schmerz heulte.

„Warte, Du ungeschicktes Ding!" heulte er, faßte Chloe mit den Zähnen bei ihrer dünnen Taille, schüttelte sie ein Bißchen und biß sie zuletzt mitten durch, und trug den Körper hinunter in seine Hundehütte, und zerkaute und zerriß ihn in kleine Stückchen. Das war aber recht schlecht von dem garstigen Hunde, da er allein doch alle Schuld trug!

Als das Stubenmädchen die Stube auskehrte, fand sie den untern Theil mit den Beinen der unglücklichen Chloe, welchen der Kettenhund hatte liegen lassen, und sie trug ihn hinunter in die Rumpelkiste.

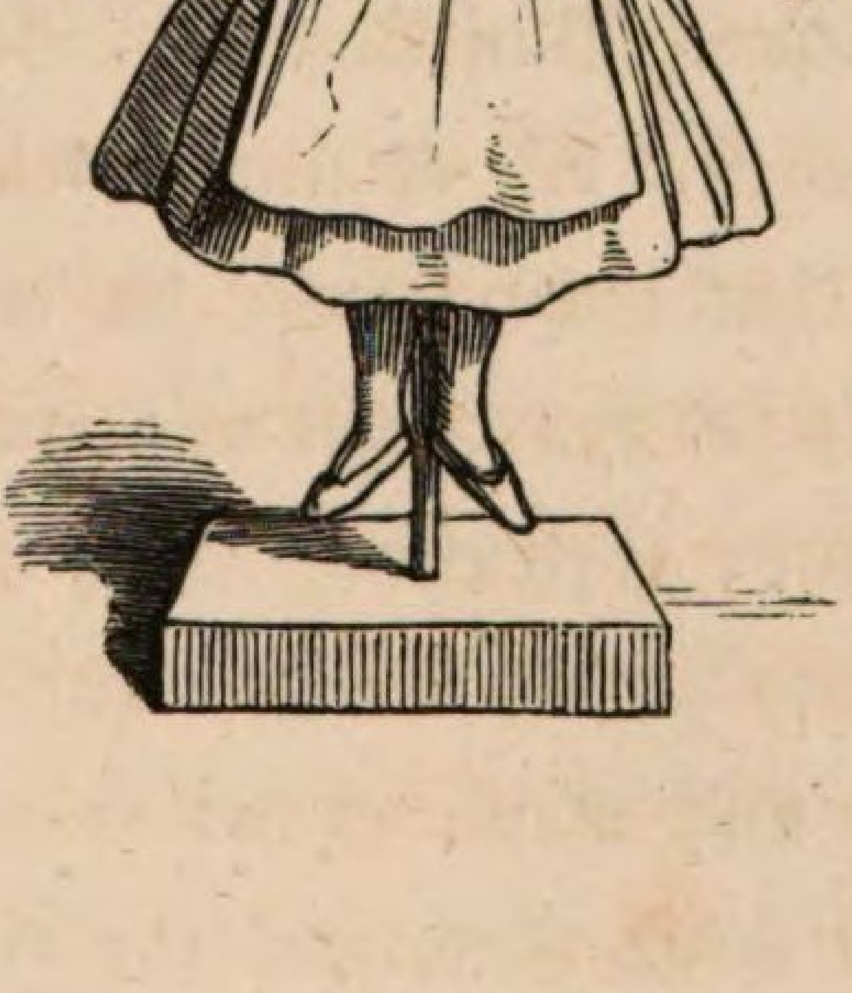
Da lag nun der halbe Damon und die halbe Chloe in derselben Kiste; aber keines wußte von dem andern. Nach einiger Zeit, als die Kiste voll war von alter Rumpelei, trug der Diener sie hinaus auf die Gasse und schüttete sie aus; der Unrath sollte hinausgefahren werden auf das Feld zum Düngen. Da kam eine arme alte Lumpensammlerin mit einem eisernen Haken, mit dem kratzte sie in dem Haufen herum, um zu sehen, ob sie etwas fände, was noch irgend wozu zu brauchen wäre. Die alte Frau machte von den Lümpchen, die sie fand, Puppen und verkaufte sie zu einem billigen Preise.

Da fand sie nun den Kopf und Rumpf des Hampelmanns und die Beine der Schäferin, und dachte, das müßte eine hübsche Puppe werden, wenn sie beide Stücken an einander nähte. Und das that sie, sie flickte die

beiden Theile fest an einander, es paßte Alles prächtig, und so wurden die Liebenden noch im Tode mit einander vereinigt, ohne daß eines von dem andern wußte.

Und so stand die neue Puppe auf dem Tischchen der alten Lumpenfrau zum Verkaufe. Sie sah recht bescheiden aus, und Niemand sah es ihr jetzt an, daß sie einmal eine so schöne Schäferin und ein so gelenker Ballettänzer gewesen war. Sie war jetzt eine Bäuerin, denn die alte Frau hatte ihr ein Mieder und einen Frauenrock von Drillich gemacht und angezogen, und das stand ihr recht gut. Aber an ihrer vornehmen Miene sah man es gleich, daß sie keine gewöhnliche Bäuerin war, sie hatte so etwas Apartes. Wenn die alte Frau sie noch nicht verkauft hat, so steht sie gewiß noch auf dem Tischchen, und da könnt Ihr sie sehen, wenn Ihr einmal da vorübergeht.

Das war nun die Geschichte des Damon und der Chloe, die nicht dazu gelangen konnten, einander zu heirathen, die sich aber treu blieben bis in den Tod, und die erst nach dem Tode so eng mit einander vereinigt wurden, daß aus Zweien Eins geworden war.



Die Erbschaft.

Es war einmal ein armer Bauersmann, dem hatte seine verstorbene Frau zwei Kinder hinterlassen, die er nun allein ernähren und erziehen mußte, und das wurde ihm recht sauer, da er so arm war. Er besaß nichts weiter, als ein geringes Häuschen und eine Kuh, und noch außerdem eine Schalmei und einen Hakenstock. Das war Alles! Aber er erzog dennoch seine zwei Söhne so gut er konnte, und hielt sie zu allem Guten und zur Gottesfurcht an; und wenn er bei seiner Armuth manchmal den Muth verlor, so nahm er seine Schalmei zur Hand und spielte ein Lied,

und da wurde er ganz heiter und guten Muthes, und sein Vertrauen auf Gott wurde wieder stark und fest. Es klang aber auch gar wunderlieblich und herzerquickend, wenn er blies.

Mit der Schalmei hatte es aber so seine eigene Bewandniß. Der Bauersmann ging einmal, als seine Frau noch lebte, des Morgens auf das Feld, um Futter für seine Kuh zu holen, und wie er so stille vor sich hin schritt, hörte er ein leises Wimmern und Stöhnen. Er ging ihm nach und fand unter einem Baume mitten auf dem Felde einen steinalten kranken Mann auf der Erde ausgestreckt, der in den letzten Zügen lag, und so schwach und matt war, daß er sich nicht aufrichten konnte. Es mochte wol ein alter wandernder Musikant seyn, über den unterweges eine Schwachheit gekommen war, denn neben ihm lag eine Schalmei und ein Hakenstock.

Der gutmüthige Bauer nahm den schwachen Greis auf seinen Rücken und trug ihn in sein Häuschen, wo er ihn mit Speise und Trank erquickte. Er und seine Frau pflegten den Alten so gut, daß er wieder zu einigen Kräften kam; aber lange dauerte das nicht, denn er starb schon nach einigen Wochen an Altersschwäche.

Als der Tod sich ihm nahete, nahm der alte Musikant noch einmal seine Schalmei und blies ein Lied, so rührend und wonniglich, daß der Bauer und seine Frau weinen mußten; dann legte er die Schalmei auf seine Brust und sagte: „Gott wird Euch segnen für das, was Ihr an mir gethan habt! Habt nur immer Gott vor Augen und im Herzen, und haltet die Schalmei in Ehren, die ich Euch hinterlasse; sie wird Euch dereinst Glück bringen!"

Als er dieß mit schwacher Stimme gesagt hatte, schloß er die Augen und war todt. Seit der Zeit war die Schalmei im Hause und der Bauer hielt sie lieb und werth, als ein Andenken an den guten Alten, und sie hatte ihm schon manchmal Trost gebracht, wenn er in Noth war.

Die beiden Söhne des Bauersmannes waren jetzt herangewachsen. Der älteste, Michel, war achtzehn Jahre alt uud der jüngste, Hans, ein Jahr jünger. Michel war ein leichtsinniger, pfiffiger Junge, der manchmal Fünfe gerade seyn ließ, Hans aber war nachdenklich und

still, dabei grundehrlich und von Herzen gut und fromm. Eines Morgens klagte der Vater über Unpäßlichkeit und mußte sich niederlegen, und da es von Stunde zu Stunde schlimmer mit ihm wurde und er fühlte, daß sein Ende nahe sey, so sagte er zu seinen Kindern: „Viel kann ich Euch nicht hinterlassen; aber wenn ich gestorben bin, so theilt Euch brüderlich in das Wenige und laßt nicht Hader und Zank zwischen Euch entstehen. Bleibt bei einander und lebt einig zusammen, und denkt bei Allem, was Ihr vornehmt, zuerst an Gott!“ — So sprach er, legte sich auf die Seite und starb.

Als der Vater begraben war, sagte Michel zu seinem Bruder: „Nun wollen wir theilen! Was möchtest Du denn gern?“

Darauf antwortete der wortkarge Hans: „Vaters Schalmei wäre mir eben recht!“

„Du willst aber auch gerade das Allerkostbarste!“ entgegnete Michel. „Der Vater hielt so viel auf die Schalmei und sie war ihm das Liebste von Allem. Aber meinetwegen, Du sollst sie haben, wenn Du mir dafür das Haus läßt.“

„Gern!“ sagte Hans.

Und Michel fuhr fort: „Möchtest Du sonst noch etwas?“ worauf Hans erwiederte: „Vaters Hakenstock hätte ich gern!“

„Ei! Du willst aber auch das Allerbeste!“ fuhr ihn Michel an. „Der Hakenstock war dem Vater das Liebste von Allem. Doch wenn Du mir die Kuh dafür gibst, so will ich ein Auge zudrücken.“

„Gern!“ sagte Hans.

Die Erbschaft war nun getheilt ohne Zank und Streit, obgleich der pfiffige Michel seinen Bruder so sehr übervortheilt hatte, und Hans gedachte wie bisher mit seinem Bruder in dem Häuschen zu wohnen. Da sagte aber Michel zu ihm: „Das geht nicht! Wenn ich heirathe und Kinder bekomme, dann ist das Häuschen für uns zu klein. Du mußt Dir eine andere Wohnung suchen!“

„So will ich in die weite Welt gehen!“ sagte traurig der arme Hans, und Michel erwiederte ihm: „Das thue, da kannst Du Dein Glück machen!“

Nachdem Hans sich noch einmal satt gegessen hatte, steckte er die Schalmei und ein Stück Brod in einen linnenen Quersack, den er über die Schulter hing, nahm seinen Hakenstock in die Hand, reichte seinem Bruder die Hand zum Abschiede, sagte ihm Lebewohl und machte sich auf den Weg; wohin? ja, das wußte er selbst nicht. Neben der Straße, die er einschlug, stand ein steinernes Crucifix. Hans kniete vor demselben nieder und verrichtete seine Andacht und bat den lieben Gott, daß er ihn nicht verlassen möchte. Dann stand er wieder auf und wanderte der Straße nach. Als es Abend wurde, sah er sich nach einem Obdach um, wo er die Nacht zubringen könnte, und da er keines fand, legte er sich auf einen Heuhaufen und schlief sanft und ruhig ein.

Die Morgensonne weckte den guten Hans aus seinem festen Schlafe. Er kniete nieder und verrichtete sein Morgengebet, dann machte er sich wieder auf die Wanderschaft. Das ging auch mehrere Stunden recht gut, aber da er noch nichts gegessen hatte, so erwachte der Hunger, und es war beinahe Mittag, als er müde und matt auf einen Rasenrain niedersank, sich etwas zu erholen. Er öffnete seinen Quersack, um zu sehen, ob sich vielleicht noch ein Rindchen Brod von gestern darin vorfände; er fand aber nichts. Eben hatte er die Schalmei in den Händen und dachte: „Wenn ich doch so spielen könnte, wie der selige Vater!“ und setzte die Schalmei an den Mund und blies hinein. Siehe da kamen schöne Töne aus derselben, worüber er ganz verwundert war. Er setzte das Blasen fort, und es erklangen dieselben lieblichen Lieder, die sein Vater gespielt hatte, und es war gerade, als ob er schon viele Jahre lang schalmeit hätte. Hans fühlte nun keinen Hunger mehr, er sprang auf und wanderte gestärkt weiter.

Mittag war längst vorüber, als Hans von weitem ein Dorf liegen sah. Er schritt tüchtig darauf los und erreichte es bald. Da stand vor einem Hause eine große Menge Menschen und Alle jubelten und jauchzten. Es war eine Hochzeit in dem Hause, in das Hans bescheiden eintrat. Er zog seine Schalmei hervor und fing an zu blasen, und das ging so gut, daß alle Hochzeitgäste zu tanzen begannen. Selbst die ältesten Großväter und Großmütterchen hoben ihre steifen Beine und hüpften und

schlürften mit herum; Lust und Fröhlichkeit hatte Alle ergriffen. Dabei wurde geschmaust und gezecht, wovon Hans seinen guten Theil bekam, und dann ging das Tanzen und Springen von Neuem an. Man wollte die Musik der Dorfmusikanten gar nicht hören, so viel schöner klang die, welche Hans machte, und man warf ihm Geld zu, damit er nur immer fortspielen sollte.

Das nahmen aber die Dorfmusikanten sehr übel, daß sie gar nichts verdienen konnten, sie packten den armen Hans, als er einmal eine Pause machte, um wieder zu Athem zu kommen, beim Kragen und warfen ihn zur Thür hinaus, indem sie ihm drohten, ihm seine Schalmei zu zerschlagen, wenn er noch einmal spielen würde.

Der arme Bursche mußte wieder weiter wandern; doch hatte er sich ja satt gegessen und getrunken und er hatte auch Geld in der Tasche, für das er auf seiner Wanderschaft zu essen und zu trinken bekam. Bald genug war aber das Geld ausgegeben, und nun zog wieder Schmalhans als Küchenmeister bei ihm ein. Da er nicht betteln wollte, mußte er von wilden Aepfeln und Birnen leben, die auf den Bäumen wuchsen, welche einzeln im Felde und in den Wäldern standen, durch die er kam, und dabei leistete ihm sein Hakenstock gute Dienste, mit welchem er die hohen Aeste, die er nicht erreichen konnte, herabzog. In den Dörfern zu schalmeien, wagte er gar nicht mehr, da ihm das so schlecht bekommen war. Er that es nur, wenn er ganz allein im Felde war, um wieder Muth zu bekommen, wenn es ihm gar zu knapp erging und er nicht einmal wilde Aepfel fand.

So ging er auch einmal durch einen großen großen Wald und hatte eben seine Schalmei hervorgezogen, um ein Morgenlied zu blasen, das ihn für den ganzen Tag stärken sollte, als ihm ein großer grimmiger Bär entgegen kam, der schon von weitem den Rachen aufsperrte, um ihn zu fressen. In der Angst blies Hans in die Schalmei, und siehe da, der Bär blieb stehen und richtete sich auf seine Hinterbeine in die Höhe, wie ein Mensch. Hans blies immer fort, und der Bär fing an zu tanzen und sich im Kreise herumzudrehen, und das that er so lange, bis er taumelnd niedersank. Jetzt löste Hans, der wieder Muth bekommen hatte, den

Strick, mit welchem sein Rock gegürtet war, los, und band ihn dem Bären um den Hals, und der Bär ließ sich an demselben wie ein Hund führen.

Als Hans in das nächste Dorf kam, lief das ganze Dorf zusammen, den großen zottigen Bären zu sehen, der so zahm war, daß er sich von Jedem streicheln ließ. Hans schalmeite und ließ ihn tanzen, was den Bauern so wohlgefiel, daß sie dem Bärenführer Brod und Butter und Käse brachten, so viel er nur wollte. Nun wußte Hans gar nicht mehr, was Hunger ist. So oft er Lust zu essen hatte, brauchte er nur in das erste beste Dorf zu gehen und seinen Bären tanzen lassen, da erhielt er, was er brauchte.

Auf die Länge bekam er aber doch das Umherziehen und das müßige Vagabundenleben satt. Er war noch nie in einer Stadt gewesen, und er beschloß, in die erste Stadt, die er auf seinem Wege finden würde, einzuwandern. Dort, hoffte er, werde er einen noch bessern Verdienst haben und auch vielleicht Gelegenheit finden, irgend ein nützliches Handwerk zu lernen; denn er war, wie gesagt, des Herumstreichens müde.

Wie er so dachte, erblickte er in der Ferne viele hohe Thürme und er schritt darauf zu und kam bald in die Nähe einer großen prächtigen Stadt, durch deren Thor er in dieselbe eintrat.

„Wohin, Landsmann?“ rief ihn der Thorwart an.

„Meinen Bären will ich tanzen lassen“, antwortete Hans, um mir etwas zu verdienen.“

„Da wirst Du einen schlechten Verdienst finden in der jetzigen Zeit!“ entgegnete der Thorwart.

Hans verstand nicht, was er meinte und zog in die Stadt ein. Da sah er, daß von allen Thürmen große schwarze Fahnen wehten und aus allen Fenstern lange schwarze Flöre hingen.

„Was ist denn das?“ frug Hans den ersten Bürger, der ihm entgegen kam.

„Weißt Du denn nicht, daß gestern Abend des Königs Tochter gestorben ist? Was willst Du hier mit Deinem Bären?“

So sagte der Bürger und Hans sah nun wol, daß hier Niemand Lust haben würde, seinen Bären tanzen zu sehen, und er beschloß, durch

die Stadt zu ziehen, um sie sich zu besehen, und zum andern Thore wieder hinauszuwandern. Er war aber kaum bis in die Hälfte der Straße gekommen, als ein paar Soldaten mit langen Spießen ihm entgegentraten und zu ihm sagten: „Im Namen des Königs! Komm mit!"

Hans erschrak nicht wenig und dachte, es werde ihm das Leben kosten, daß er in dieser Trauerzeit mit seinem Bären in die Stadt gekommen sei. Alles Weigern half ihm aber nichts; die beiden Soldaten faßten ihn bei den Armen und führten ihn in das Königsschloß und in diesem eine breite Treppe hinauf in einen großen prächtigen Saal, der von Gold flimmerte und flammerte. In der Mitte des Saales saß der König auf einem hohen schwarzen Throne; seine goldene Krone, die er auf dem Kopfe trug, war mit schwarzem Flore umwickelt und auch der Reichsapfel und Scepter, die er in den Händen hielt, waren mit schwarzem Flore umwunden. Die Trabanten, die mit ihren Spießen in dem Saale umher standen, waren alle schwarz gekleidet und von ihren Spießen hingen lange Trauerflöre herab.

„Du sollst mir die Prinzessin, meine Tochter, lebendig machen!" sagte der König zu dem zitternden Hans, er konnte aber vor Weinen und Schluchzen kaum sprechen.

„Ach! lieber Herr König!" stotterte Hans, „ich bin ja kein Doctor, ich bin nur eines armen Bauern Sohn!"

„Gilt gleich!" fuhr der König fort. „Es hat mir in der vergangenen Nacht geträumt, ein Mann mit einem Bären werde heute in meine Residenz kommen, der die Macht hätte, meiner Tochter das Leben wiederzugeben. Ist sie diesen Abend nicht wieder lebendig, so wirst Du morgen früh an den Galgen gehängt. Das sage ich, der König!"

Hans war durch diese Rede so erschreckt, daß er kein Wort vorbringen konnte, und die Trabanten führten, auf einen Wink des Königs, ihn und seinen Bären in einen andern Saal. Der war rings herum mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und wurde von schwarzen Kerzen, die auf schwarzen Kronleuchtern staken, matt erleuchtet. Mitten in dem Saale stand auf drei schwarzen Stufen ein hohes weißes Paradebett, auf welchem die todte Prinzessin lag.

Lange Zeit stand Hans fast besinnungslos da. Sein Tod war gewiß, und er kniete zuletzt nieder, um sich auf denselben vorzubereiten. Als er eine Weile gebetet hatte, erhob er sich und zog seine Schalmei hervor, um durch ihre Töne etwas Muth zu bekommen. Er setzte sie an den Mund, und nachdem er eine Zeitlang geblasen hatte, fing die todte Prinzessin sich zu bewegen an, öffnete nach und nach die Augen und setzte sich auf ihrem Bette aufrecht. Der Bär, der bis jetzt unten zu den Füßen des Bettes gelegen hatte, richtete sich auf und kniete neben der Prinzessin nieder. Da kroch eine große häßliche Schlange unter dem Bette hervor, richtete ihren Kopf auf und wollte am Bette in die Höhe kriechen, um die Prinzessin mit ihrer giftigen Zunge zu stechen. Als Hans dieß sah, nahm er schnell seinen Hakenstock und führte mit demselben einen so kräftigen Streich nach der Schlange, daß er sie mitten durch hieb, so daß die beiden Hälften auf der Erde zappelten, gleich als wären sie mit einem scharfen Schwerte durchschnitten worden.

In diesem Augenblicke erhellte ein blendender Blitz den Trauersaal, dem ein fürchterlicher Donner folgte. Hans war zur Erde gestürzt, und als er sich wieder erhob, war der Bär verschwunden und statt seiner kniete ein schöner Prinz vor der Prinzessin, die von ihrem Bette aufgestanden war und dem Prinzen lächelnd die Hand reichte. Von der Schlange war nichts mehr zu sehen, als zwei Häufchen Asche. Der Blitz hatte sie verbrannt.

Der fürchterliche Donnerschlag hatte das ganze Königsschloß erschüttert, so daß man glaubte, es werde Alles zusammenstürzen, nnd der König und sein Gefolge kam ängstlich herbeigelaufen, um zu sehen, was es gäbe. Da stand die todte Prinzessin lebend da und schritt ihm entgegen. Voller Freude stürzte der König auf sie zu und drückte sie in seine Arme, und Freude und Jubel erscholl im Schlosse und bald auch in der ganzen Stadt, wo das Ereigniß bald bekannt wurde.

Niemand wußte aber, was das Alles zu bedeuten hatte und wie das Alles gekommen war. Der fremde Prinz war der Einzige, welcher Auskunft geben konnte, und er that es mit folgenden Worten:

„Allergnädigster König! Euer Majestät Weisheit und Allwissenheit

wird es nicht entgangen seyn, daß ich vor nunmehr zwölf Monaten an diesen Hof kam, herbeigezogen durch den Ruf der großen Schönheit und Anmuth der Prinzessin, Dero königlichen Tochter, um mir zuerst die Liebe derselben zu erwerben und sodann um ihre zarte Hand zu bitten. Fast zu gleicher Zeit kam noch ein anderer Prinz, wenigstens hielten wir ihn dafür, in gleicher Absicht hieher, und suchte mich aus der Gunst der Prinzessin zu verdrängen. Er war ihr aber so zuwider, daß sie ihn kalt und mit Verachtung behandelte, was er so übel aufnahm, daß er ihr Grobheiten sagte, auf mich schalt und schmähte, und mich zu verderben drohte. Durch die Prinzessin erfuhr ich dieß, und ich forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Er willigte ein und wir gingen beide allein und ohne Zeugen, was er zur Bedingung gemacht hatte, in den nahen Wald, um daselbst auf einem offenen Platze unsern Zweikampf auszufechten. Wir zogen die Schwerter, und indem ich den ersten Streich gegen ihn führen wollte, streute mir der böse Zauberer, denn das war der vermeintliche Prinz, ein Pulver in das Gesicht, wodurch ich auf der Stelle in einen Bären verwandelt wurde. Was weiter mit mir geschah, weiß ich nicht zu sagen; denn ich hatte mit der menschlichen Gestalt auch die menschliche Vernunft verloren. Ich erhielt Beides erst wieder, als dieser gute Jüngling eine Schlange, welche Gestalt der Zauberer angenommen hatte, mit seinem Hakenstocke in zwei Hälften gehauen und getödtet hatte."

So hatte der Prinz gesprochen, und jetzt erhob die schöne Prinzessin ihre zarte Stimme und sagte: „Der böse Zauberer erzählte mir, daß er Dich, mein Prinz, im Zweikampfe getödtet habe, und er plagte mich nun fortdauernd mit seiner Liebe und forderte Liebe von mir, die ich ihn doch ärger haßte, wie die Sünde. Ja, er drohte mir, mich zu vernichten, wenn ich seiner Liebe kein Gehör gäbe."

„Der Schändliche!" unterbrach sie der Prinz, indem er, in raschem Zorn auflodernd, die Hand an das Schwert legte, gleich als stände der Zauberer vor ihm.

Die Prinzessin fuhr aber fort, indem sie erröthete: „Ich muß es jetzt nur gestehen, ich liebte Dich, mein Prinz, schon lange im Stillen, und Dein Tod ging mir so zu Herzen, daß ich mir selbst den Tod wünschte,

der auch zuletzt meine Bitten erhörte, und mich von einem Leben befreite, das keinen Reiz mehr für mich hatte.

Verschämt schlug die schöne Prinzessin die Augen nieder, als sie das letzte Wort gesprochen hatte.

„Steh'n die Sachen so?“ sagte jetzt der König. Und er winkte seiner königlichen Tochter und dem Prinzen, und Beide knieten vor ihm nieder, und er legte ihre Hände in einander und rief: „Vivat das Brautpaar!“ — und Alle, die in dem Saale zugegen waren riefen: „Vivat hoch!“

Hans hatte in der kurzen Zeit, seit er im Schlosse war, so viel Wunderbares gesehen und erlebt, daß ihm ganz schwindelig im Kopfe war, und er hatte vor den vielen vornehmen Herren, die sich im Saale befanden, einen solchen Respekt, daß er sich ganz hinten in eine Ecke zurückgezogen hatte. Es schien, als ob man ihn bei der großen Freude ganz vergessen hätte, und er wollte sich eben im Stillen davon schleichen, als der König sich seiner erinnerte und nach ihm rief. Er mußte nun vor in die Mitte des Saales treten, und sein Herz klopfte gewaltig, als er allein vor dem Könige stand, umgeben von dem ganzen Hofstaate. Aber der König faßte ihn bei der Hand und sagte: „Dir, mein Freund, verdanken wir Alles! Du sollst nun immer in meiner Nähe bleiben!“ Und der König umarmte ihn vor dem ganzen Hofstaate, und ließ einen prächtigen mit Gold besetzten Rock bringen, den Hans statt seiner Bauerjacke anziehen mußte.

Am folgenden Tage wurde die Verlobung der königlichen Prinzessin mit dem fremden Prinzen, der auch ein Königssohn war, durch Herolde in der Stadt bekannt gemacht und öffentlich gefeiert, und statt der schwarzen Fahnen wehten jetzt bunte in allen Farben von den Thürmen, und an allen Fenstern hingen bunte Tücher und Kränze.

Hans bezog ein schönes großes Haus gleich neben dem Schlosse, das ihm der König geschenkt hatte nebst vielem Geld und Gut, und er war nun ein reicher und vornehmer Herr.

Ehe er aber etwas von seinen Gütern genoß, dachte er an seinen armen Bruder, der nur ein Häuschen und eine Kuh hatte, und er ließ eine prächtige Kutsche mit vier Pferden bespannen und setzte sich in dieselbe,

um nach dem Dorfe zu fahren und seinen Bruder herbeizuholen. Er war aber noch nicht weit vor das Thor gekommen, als ein Bettler, der am Wege stand, ihn um eine milde Gabe anflehte. Der gute Hans ließ halten, um ihm ein Geldstück zu reichen, da erkannte er, als er den Bettler genauer betrachtete, daß er sein Bruder Michel war. Voller Freude nahm er ihn in seine Kutsche, und Michel erzählte ihm, daß sein Häuschen abgebrannt und seine Kuh gestorben sei, so daß er habe betteln müssen, um nicht Hungers zu sterben. Hans führte seinen Bruder in sein schönes Haus und sagte zu ihm: „Das Haus ist groß genug, da können wir Beide wohnen, auch wenn Du heirathest und Kinder bekömmst.“ — Und beide Brüder lebten nun einig und glücklich zusammen in dem großen Hause.

Nicht so glücklich war aber der gute König in seinem prächtigen Schlosse, obgleich er ein so großer König war. Er war alt geworden und hatte schwere Regierungssorgen, deren er nicht so, wie in frühern Jahren, Herr werden konnte. Wenn ihn aber die Sorgen manchmal fast zu Boden drückten, dann ließ er seinen Freund Hans rufen. Der blies ihm auf seiner Schalmei so lange die schönsten Lieder vor, bis die Furchen auf der Stirn des guten Königs verschwunden und alle Sorgen vergessen waren.

Solch' eine Macht übt die Musik über den Menschen, daß sie nicht nur Kummer und Sorgen überwältigt, sondern daß sie auch, selbst ein Zauber, andern Zauber löst und besiegt.

Der Spielkamerad.

Der kleine Theodor hatte weder Bruder noch Schwester, aber er hatte viele prächtige Spielsachen, mit denen er sich die Zeit vertreiben konnte; da waren Kreisel und Bälle und Reifen und Bleisoldaten und ein Kegelspiel. Aber Alles machte ihm nur kurze Zeit Freude; er fing bald das, bald jenes Spiel an, warf es aber in kurzem bei Seite und nahm ein anderes vor, dessen er auch bald wieder überdrüßig war.

„Mama!“ sagte er oftmals, „wenn ich nur ein Brüderchen, oder ein Schwesterchen hätte, daß ich mit ihnen spielen könnte! Ich bin immer so allein und langweile mich so sehr. Schaffe mir doch ein Brüderchen oder ein Schwesterchen!“

Ja, wo sollte das gleich herkommen? Auf dem Markte waren keine zu kaufen.

Und es kam auch gar kein Besuch außer dem alten Calculator Zuckelmeier, der oben im dritten Stockwerk wohnte, und jeden Abend, im Sommer wie im Winter, punkt sechs Uhr herunterkam und so wie die Glocke acht schlug wieder hinauf in seine Stube ging. Er sagte: „Guten Abend!“ wenn er kam, setzte sich immer auf demselben Stuhle nieder, hielt beständig sein langes spanisches Rohr zwischen den Knieen, hing seinen Hut an die hohe Stuhllehne und saß da oft stundenlang, ohne nur ein einziges Wort zu sprechen. Er war Theodors Taufpathe und Jedermann im Hause nannte ihn deshalb Pathe Zuckelmeier, auch die Diener und Mägde nannten ihn so; nur die Mutter sagte jedesmal: Herr Calculator, und das schien er sehr gern zu hören.

„Komm doch, Pathe Zuckelmeier,“ sagte Theodor manchmal zu ihm, „und spiele mit mir! Du sollst die Katze seyn und ich bin die Maus!“

Er schüttelte aber mit dem Kopfe und antwortete langsam: „Dummes Zeug das! Narrenpossen ohne weiteres! Sage mir Du einmal das Einmaleins auf und dergleichen!“

Ja mit dem Pathen Zuckelmeier war nichts anzufangen. Theodor sprang hinaus, um nicht das Einmaleins auffagen zu müssen, und seufzte: „Ach! wenn ich doch nur ein Brüderchen oder ein Schwesterchen hätte!“

Unten am Ende des Gartens floß ein klarer breiter Strom vorbei und an seinem Ufer standen schöne Blütensträucher, Rosen und Flieder und Jasmin, die mit ihren Blütenbüscheln tief nach dem Flusse herabhingen, um sich im klaren Wasser zu spiegeln. Da langten denn die Wellen heran und wollten die Blütenbüschel hinabziehen; aber wenn sie dachten, sie hätten sie schon unten, schnipp! schnellten die Zweige zurück und kamen

wieder aus dem Wasser hervor, und die Wellen mußten beschämt weiter=fließen.

Die Mutter ging so gern an dem Ufer spazieren, und daselbst ging sie auch eines Morgens und sah dem lieblichen Spiele der Wellen zu. Da kam ein kleiner Kahn den Fluß herabgeschwommen und trieb an das Ufer gerade an der Stelle, wo die Mutter stand. In dem Kahne saß ein Kind, wie in einer Laube, so war es von Rosenzweigen umgeben; kaum ragte es mit dem Kopfe hervor. Die Mutter war ganz erstaunt und rief das Kind an: „Kind! wo kömmst Du her, so allein, ohne Ruder und Führer? Da unten, nicht weit von hier, ist eine Mühle, und wenn Du unter die Räder kömmst, wirst Du zerschmettert!"

„Die Räder thun mir nichts!" antwortete das Kind, „sie spielen nur mit mir!"

„Weiß denn Deine Mutter, daß Du da so allein herumschwimmst?"

„Der Kahn ging von der Kette los!" sagte der Knabe, „es war so hübsch, wie er schaukelte! Mutter wird lachen!"

„Schelten wird sie!" fuhr Theodors Mutter fort. „Wer ist denn Deine Mutter und wo wohnt sie denn?"

„Im Kristallschlosse wohnt Mutter Morgana! Ach da ist es prächtig! Aber die Sonne stieg aus ihrem Bette und hatte ein schönes rosenrothes Kleid angezogen. Es war so weit und so faltig, daß es den ganzen Himmel bedeckte. Aber es war ihr zu warm, da zog sie ein weißes Kleid an, so fein und durchsichtig. Und es war mir zu warm im Kahne. Da kamen die Vögelchen geflogen und riefen:

„Brr! brr! brr!
Mach's wie wir!
Mach's wie wir!

Und sie setzten sich auf die Bäume unter die Blätter in den Schatten. Das war klug von den kleinen Vögelchen, und ich machte es auch so; ich riß mir Rosenzweige ab und setzte mich darunter. Und die Fischchen guckten mit ihren Köpfen aus dem Wasser und sperrten die Mäuler weit auf und riefen:

„Schnapp! schnapp! schnapp!
Komm herab!
Komm herab!

Und sie tauchten unter das Wasser. Das war klug von den kleinen Fischchen, und ich machte es auch so. Ach, es war so kühl im Wasser!“

„Du bist ein wunderliches Kind,“ sagte die Mutter, „aus Dir kann man nicht klug werden!“

„Sollst auch nicht klug werden!“ antwortete das Kind. „Aber da kam der Mond und suchte seine Frau, die Sonne, die mochte ihn aber nicht und lief vor ihm davon. Ja der konnte lange suchen! Sie hatte sich hinter dem Berge versteckt. Und der Mond hatte sein schönes goldenes Sonntagskleid angezogen und auch seine vielen Kinderchen, die Sternchen schwärmten in ihren goldenen Röckchen um ihn herum. Sie kamen auch herunter in das Wasser und suchten nach ihrer Mutter, und schwammen ganz nahe bei meinem Kahne. Ich wollte mir eins fangen und griff geschwinde danach; aber zisch! war es fort und ich hatte nur nasse Feuertropfen in der Hand; das Sternchen war geschwinder wie ich, zisch!“

„Wenn Du Tag und Nacht auf dem Strome gefahren bist, mußt Du weit hergekommen seyn!“ fuhr die Mutter fort. „Wie willst Du denn wieder nach Hause kommen?“

„Bin nirgends zu Hause!“ erwiederte darauf das Kind, „kann gleich bei der Mutter seyn, wenn ich will; aber ich will nicht! Du fragst so viel! Gib mir zu essen, mich hungert!“

„So komme heraus aus dem Kahne!“ sagte die Mutter und reichte ihm die Hand, und das Kind sprang mit leichten Füßen an das Ufer.

Es war ein lieblicher Knabe, wenig älter als Theodor, man wußte aber nicht recht, ob er ein Knabe oder ein Mädchen war, er war so knabenhaft trotzig und keck, und dabei so mädchenhaft lieblich und schüchtern. Lange blonde Locken hingen ihm bis auf die Schultern herab und auf dem Kopfe trug er einen Kranz von blühenden Rosen. Sein hellblaues Kleidchen reichte ihm nur bis an die Knie.

Die Mutter führte den Knaben an der Hand durch den Garten nach dem Hause zu, und dachte im Stillen: „Er ist gewiß das Kind vorneh-

mer Aeltern; wenn man ihn vermißt, wird man ihn wol suchen lassen und in der Gegend nach ihm herumschicken. So lange mag er bei Theodor bleiben.“

„Hier, Theodor, bringe ich Dir einen Spielkameraden!“ sagte die Mutter, als sie mit dem Knaben in die Stube trat. „Nun macht Euch mit einander bekannt!“

Theodor lief ihm freudig entgegen, reichte ihm die Hand und betrachtete ihn von allen Seiten. „Ei! wie Du schön bist!“ sagte er zu ihm. „Willst Du denn bei mir bleiben und mit mir spielen?“

„So lange mir es bei Dir gefällt,“ antwortete der Knabe, „und wenn Du nicht duckmäuserst. Gefällt es mir nicht, so laufe ich davon!“

„Aber wie heißest Du denn?“ frug ihn Theodor.

„Märchen!“ erwiederte der Knabe.

„Ein wunderlicher Name!“ sagte darauf Theodor.

„Auch ich bin wunderlich!“ antwortete Märchen.

Und die beiden Knaben wurden bald mit einander bekannt und vertraut; sie waren unzertrennlich, wo der eine war, war auch der andere. Märchen war aber auch der prächtigste Spielkamerad, den man sich nur wünschen konnte; er kannte tausend schöne Spiele und wußte immer etwas Neues vorzunehmen; bald war er lustig und ausgelassen, bald war er ernst und beinahe traurig, bald neckte er Jeden, dessen er habhaft werden konnte, bald fiel er der Mutter weinend um den Hals, wenn sie ihn tadelte. Theodor fügte sich aber in alle seine Launen und machte Alles mit. Ja jetzt ging es ganz anders mit dem Spielen; jetzt wußte Theodor gar nicht mehr, was Langeweile war.

Die beiden Knaben sprangen viel im Garten herum. Da fiel es Märchen manchmal ein, die schönsten Blumen abzureißen und für sich und Theodor Kränze davon zu winden.

„Aber die armen Blumen!“ sagte Theodor; „was wird die Mutter dazu sagen?“

„Siehst Du denn nicht,“ antwortete Märchen, „wie sich die Blumen freuen, wie sie mir zunicken, daß ich sie abreißen soll? „„Bis morgen sind schon andere nachgewachsen!““ sagen sie.“

Märchen kletterte auf die höchsten Bäume, wenn er wußte, daß oben ein Vogelnestchen war, und er kletterte so geschickt, wie ein Eichkätzchen. Er guckte dann in das Nestchen und unterhielt sich mit den jungen Vögelchen. „Nun, Ihr Gelbschnäbel, wollt Ihr denn nicht bald heraus?“ sagte er zu ihnen. „Der Sommer ist fast vorbei, und Ihr kauert noch immer im Neste!“ Da antworteten die Vögelchen: „pip! pip!“ denn sie konnten noch nicht sprechen, da sie noch so klein waren. Aber da kamen ihre Aeltern herbeigeflogen und antworteten für sie: „Morgen sollen sie heraus!“

Und Märchen reichte Theodor die Hand; er mußte auch mit hinaufklettern und in die Nestchen gucken.

Wenn sie am Strome spaziren gingen, zog Märchen manchmal sein Röckchen aus und sprang hinein in das Wasser, und bespritzte Theodor so lange, bis auch er in den Fluß sprang. Dann trieben sie die Fischchen vor sich her, oder erschreckten die Frösche, die im Schilfe saßen.

Am meisten war der Pudel Märchens Freund. Märchen hatte immer etwas mit ihm zu schaffen und er unterhielt sich mit ihm, wie mit einem Menschen. Er hatte eine alte Perücke aufgefunden, die setzte er dem Pudel manchmal auf, und der nahm sich dann ganz ehrwürdig in diesem stattlichen Kopfputze aus und er schien es ordentlich zu wissen, was dieser Schmuck zu bedeuten habe. Der Pudel saß einmal mit der Perücke auf dem Haupte auf den Hinterbeinen mit sehr ernsthafter und nachdenklicher Miene an der Thür. „Worüber denkt Ihr denn nach, Herr Philosoph?“ fragte ihn Märchen. „Ihr habt wol eben einen tiefen Gedanken zu verarbeiten, oder Ihr studirt wol das Einmaleins?“

„Ich denke,“ erwiederte der Pudel, „ich denke an die Bratwurst, die ich in der Küche habe liegen sehen, und die ich gern verspeisen möchte. Aber ich fürchte mich vor den Prügeln!“

„Ein Philosoph muß sich nicht vor Prügeln fürchten!“ sagte darauf Märchen. „Ein Philosoph muß den Schmerz verachten!“

Und das war so wunderbar, wenn Märchen mit den Thieren sprach, so verstand auch Theodor Alles, was sie antworteten.

Aber der Pathe Zuckelmeier schüttelte zu dem Allen mit dem

Kopfe. Er zog seine große runde Schnupftabaksdose aus der Westentasche, schnippte in gehörigen Pausen mit dem Zeigefinger dreimal auf den Deckel derselben, was er jedesmal that, wenn er eine etwas längere Rede halten wollte, nahm eine Prise und sagte dann mit ernster Miene zur Mutter:

„Meine sehr werthgeschätzte Madam, das kann ohne weiteres nicht gut thun! Das ist kein Umgang für den Theodor; der verwildert ganz ohne weiteres. Sonst saß er still in einer Ecke und hörte zu, wenn vernünftige Leute sprachen und dergleichen; jetzt springt er draußen herum und treibt schändliche Possen und dergleichen. Daran ist allein Märchen Schuld, ein boshafter Bube ohne weiteres, der ihn zu allem Bösen anhält und dergleichen. Das ist kein Umgang für den Theodor!"

„Lieber Herr Calculator!" entgegnete die Mutter, „Sie nehmen das zu ernst; Jugend hat nicht Tugend! Märchen ist nicht böse, er ist nur neckisch und launenhaft, aber er hat ein gutes, weiches Herz, das versichere ich Sie!"

Schnipp! — schnipp! — schnipp! — schnippte der Pathe Zuckelmeier auf seine Dose, nahm wieder eine Prise und fuhr fort: „Böse ist er ohne weiteres, grundböse! Ein rechter Taugenichts und dergleichen, ein wahres Amphibium, das bald in der Luft oben auf den Bäumen sitzt, bald unten im Wasser herumschwimmt! Da diesen Morgen habe ich mich kaum von meiner Schlafstätte erhoben und sitze am offenen Fenster mit einer Nachtmütze auf dem Haupte, um mich die frische Morgenluft anwehen zu lassen und dergleichen, klettert der Bube ohne weiteres an den Weinspalieren hinauf bis an meine Stube und steckt seinen Kopf ohne weiteres zu meinem Fenster herein und setzt mir einen Kranz von Gänseblümchen auf meine Nachthaube und wirft mir Rosenblätter und dergleichen Unrath auf meine Akten. Hätte er doch ohne weiteres den Hals gebrochen!"

„Ei, ei! so streng, Herr Calculator!" sagte die Mutter. „Das war ja nur ein kindischer Scherz, der gewiß nicht böse gemeint war!"

Aber Pathe Zuckelmeier machte ein böses Gesicht, nahm seinen Hut und sagte: „Gute Nacht!"

Die beiden Knaben ließen sich jedoch durch sein Brummen nicht

stören, sie sprangen herum, machten kleine leichtfertige Streiche und Theodor nahm täglich zu an Gesundheit, Stärke und Gewandtheit. Er war jetzt ein ganz anderer Mensch geworden, war immer heiter und fröhlich und verlangte nicht mehr nach einem Schwesterchen oder Brüderchen.

Am schönsten war es aber doch, wenn Märchen Geschichtchen erzählte, und das mußte er auf Theodors Bitten sehr oft thun. Wie konnte der aber auch erzählen! Man sah gleich Alles lebendig vor sich, und Märchen sprach mit Allem, mit Hunden und Katzen und Mäusen, mit den Blumen und mit Tischen und Stühlen und mit Töpfen und Tellern, und Alles gab ihm gleich Antwort und man konnte es ordentlich verstehen, was sie antworteten. Theodor konnte gar nicht genug zu hören bekommen und er vergaß darüber Essen und Trinken.

So saßen die Beiden auch einmal zusammen in einem Winkelchen und Märchen erzählte ein prächtiges Geschichtchen vom dicken Theekessel und dem naseweisen Milchkännchen, das auf einem Balle gewesen war und üble Laune hatte. Und dann mußte der alte Blasebalg eine Geschichte erzählen und das Milchkännchen ein Liedchen singen.

Der Pathe Zuckelmeier hatte lange kopfschüttelnd zugehört; endlich sagte er zur Mutter, nachdem er eine Prise Tabak genommen hatte: „Nein, das ist zu toll! Es wird mir ganz schwindelig im Haupte und man möchte den Verstand verlieren ohne weiteres. Hören Sie nur, meine sehr werthgeschätzte Madame, den Unsinn! Ein Blasebalg spricht wie ein Mensch und ein Milchkännchen singt ein Liedchen und dergleichen, da es doch zur Genüge bekannt, daß ohne weiteres nicht einmal die unvernünftigen Thiere sprechen können, es müßte denn ein Staarmatz oder ein Papagoi seyn, denen unser Herrgott ausnahmweise diese Gabe verliehen hat. Der Bube, das Märchen, man weiß nicht, ob man Der oder Das zu ihm sagen soll, indem ohne weiteres der Zweifel obwalten dürfte, ob derselbe generis masculini aut feminini aut neutrius ist, Märchen macht ohne weiteres den Theodor ganz verwirrt und setzt ihm Unsinn in den Kopf und dergleichen. Das ist ein schlechter Umgang! Sonst konnte Theodor das kleine Einmaleins und fast auch das große ohne weiteres

an den Fingern hersagen, ohne Fehler; jetzt hat er Alles vergessen. Der Blasebalg spricht wie ein Mensch und das Milchkännchen singt ohne weiteres ein Liedchen! Ja man möchte aus der Haut fahren und dergleichen!"

Märchen sprang jetzt auf, stellte sich keck vor den Calculator hin und sagte: „Höre Du, Pathe Zuckelmeier, Du bist doch ein recht langweiliger und griesgrämischer Mann Du! Du verstehst nichts, als Zahlen, und ich glaube, Du hast gar kein Herz im Leibe, und es sitzt Dir da, wo das Herz sitzt bei andern Menschen, das große Einmaleins, oder auch nur das kleine!"

Der Pathe Zuckelmeier wurde roth im Gesichte wie ein Kalekut, er kniff die Augen zu, erhob sich langsam vom Stuhle und dehnte sich hoch in die Höhe, so daß er noch größer und magerer aussah, wie gewöhnlich; dann zog er seine Dose aus der Westentasche und schnippte: eins — zwei —

Aber ehe er zum dritten Male schnippte, war Märchen schon mit einem Satze zur Thür hinaus in den Garten gesprungen und hatte Theodor nachgezogen.

Draußen sagte er zu ihm: „Theodor, ich kann nicht länger hier bleiben; der Pathe Zuckelmeier treibt mich fort! Ich will zu meiner Mutter!"

„Hast Du denn auch eine Mutter?" fragte Theodor, und Märchen antwortete: „Nun, ich werde doch eine Mutter haben! und wie schön und herrlich ist sie! Komm mit mir, sie soll auch Deine Mutter seyn!"

„Ich will aber keine andere Mutter!" eiferte dagegen Theodor. Ich habe schon eine Mama, und die ist so lieb und so gut! Ich brauche keine Mutter!"

„Du sollst ja Deine auch behalten!" sagte darauf Märchen; „Du sollst zwei Mütter haben! Komm nur mit, prächtige Sachen wirst Du sehen, wie Du noch nie gesehen hast!"

„Wohnt denn Deine Mutter weit von hier?" frug jetzt Theodor.

„Nur hundert mal hundert Meilen und noch etwas darüber!" entgegnete Märchen.

„Das ist wol sehr weit!“ meinte Theodor, „da kann ich nicht mitkommen! Du weißt ja, um acht Uhr, wenn der Vater kömmt, muß ich da seyn, da wird zu Abend gegessen.“

„Habe nur keine Sorge,“ antwortete Märchen, „Du sollst schon zu rechter Zeit wieder hier seyn!“

Und er pfiff dem Pudel, der kam sogleich herbeigesprungen. Märchen setzte sich rittlings auf seinen Rücken und Theodor mußte sich vor ihn setzen.

„Nun kann's fortgehen!“ rief jetzt Märchen dem Pudel zu. „Halte Dich aber dazu, wir haben Eile!“

Und der Pudel machte ein paar hohe Sätze, erhob sich dann von der Erde und schwamm durch die Luft. Seine langen Schlappohren wurden zu einem Paar Segeln, seine Füße zu Rudern und sein Schwanz zum Steuerruder. So flogen sie hoch durch die Luft über Felder und Wälder, über Berge und Thäler, über Flüsse und Meere, über Dörfer und Städte. Sie flogen aber nicht etwa so langsam wie eine Kanonenkugel, oder wie der Blitz; sie flogen so schnell, wie der Gedanke des Menschen fliegt. Und was so wunderbar war, sie sahen und erkannten Alles genau, was unter ihnen vorging, jedes Würmchen, das im Grase kroch, jedes Vögelchen, das auf einem Baume saß, jeden Menschen, der in einem Kahne oder in einem Schiffe fuhr.

Zuletzt ließ sich der Pudel auf die Erde nieder und stellte sich auf seine Füße, und die beiden Reiter stiegen ab. Da standen sie vor einer großen Mauer; sie war hoch wie ein Haus und glänzte, als ob sie von Spiegelglas wäre. Sie war aber von glänzendem polirtem Stahl und in der Mitte war ein großes goldenes Gitterthor. An jeder Seite desselben lag an einer Kette ein großer mächtiger Löwe. Die Löwen mußten das Thor bewachen wie ein paar Kettenhunde.

Als Märchen keck auf das Thor zuschritt, sprang der eine Löwe auf aus dem hohen Grase und brüllte: „Halt! Wer seid Ihr?“ Er brüllte aber so laut und so fürchterlich, daß dem armen Theodor das Herz im Leibe bebte.

Märchen trat jetzt zu ihm hin und streichelte ihm die Mähne und sagte: „Du alter Leo, kennst Du mich denn nicht mehr?“

Da wedelte der Löwe mit dem Schwanze und brüllte etwas leiser: „Ach, bist Du es, Märchen! Nun es ist endlich einmal Zeit, daß Du heim kömmst! Lange bist Du herumgestrichen und wirst wol die Ruthe von der Mutter zu kosten kriegen!“

„Aber wer ist denn der?“ brüllte jetzt der andere Löwe.

„Das ist mein Freund Theodor, der meine Mutter besucht!“ antwortete Märchen.

„Nun so macht, daß Ihr hineinkommt!“ fuhr der Löwe zu brüllen fort. „Ich verspüre große Lust, den da aufzufressen zum Abendbrod!“

Märchen schritt jetzt durch das goldene Thor und zog den zitternden Theodor an der Hand nach. Und da standen sie in einem Garten, der sich viele Meilen weit ausdehnte. Aber das war ein Garten! Solch einen Garten gibt es in der weiten Welt nicht mehr! Die Bäume reichten bis an den Himmel und ihre Stämme und Aeste waren von blankem Silber und die Blätter von durchsichtigen hellgrünen Smaragden. Die Aepfel undBirnen und Pfirsichen waren von Rubinen und Diamanten und Saphiren, und die Apfelsinen von Gold, und indem die Beiden an ihnen vorbeigingen, bogen sie ihre Zweige zu ihnen nieder, so daß sie sie mit der Hand erreichen konnten, und die schönsten Früchte riefen ihnen zu: „Pflücke mich, pflücke mich! Ich bin die schönste und süßeste!“ Ihre prächtigen Schalen sprangen auseinander und herausquoll herrliches rosenrothes Fleisch, das war so süß und duftend, wie der süßeste Honig und Zucker. Die Weintrauben tröpfelten goldnen Wein in grüne Kristallschalen, die statt der Blätter gleich unter ihnen auf den Reben gewachsen waren. Man brauchte nur zuzulangen.

Neben den Bäumen standen die herrlichsten Blumen, Rosen und Lilien und Glockenblumen und Päonien. Ihre Stengel waren so hoch wie Bäume und die Blumen der Lilien und Glocken so groß wie Mühlräder. Die Glockenblumen läuteten wie Silberglöckchen und unten in dem Kelche jeder Blume war ein lächelnder rother Mund, der hauchte Duft und Wohlgerüche heraus. Um die Bäume schwärmten prächtige Schmetterlinge, Schillervögel und Argusfalter und Pfauenaugen und Trauermäntel. Sie waren so groß wie Tauben und Truthühner und ihre Flügel

waren mit glänzendem Gold- und Silber- und Purpurstaub bestreut, und die Pfauenfalter hatten auf jedem Flügel ein wirkliches blaues Auge, mit dem sie blickten und zwinzten und lächelten; der Trauermantel hieß aber hier Freudenmantel, denn seine Flügel waren rosenroth mit goldenen Kanten. Colibris und Paradiesvögel, groß wie Pfauen, mit den prächtigsten Federn und goldenen Kronen schwirrten umher, und auf den Bäumen saßen Nachtigallen, die sangen und flöteten mit so schöner Stimme, daß man weinen mußte vor Lust.

Theodor hatte nicht Augen genug, dieß Alles zu sehen; er blieb beständig stehen, bald eine duftende Frucht zu pflücken, bald dieß oder jenes näher zu betrachten. Aber Märchen zog ihn fort und sagte: „Wir haben keine Zeit zu verlieren, komm nur jetzt zur Mutter!"

Und sie standen vor einem Palaste, der war aus Kristall gebaut und die Fenster und Thüren und die Verzierungen waren von bunten Edelsteinen und Perlen. Der hohe Saal, in den sie jetzt traten, war wie eine Rosenlaube mit lauter Rosen tapezirt, Rose an Rose, und in seiner Mitte lag auf einem goldenen Ruhebette Märchens Mutter, die Fee Morgana, schön und reizend wie ein Engel des Himmels. Märchen sprang zu ihr hin und bedeckte sie mit tausend Küssen.

„Hier bin ich wieder!" rief Märchen, „und hier ist Theodor!"

„Du bist lange ausgewesen!" sagte die Mutter Fee und drohte ihm mit dem Finger.

„Ich habe Theodor so lieb und er hat mich so lieb!" antwortete Märchen; aber der Pathe Zuckelmeier ..."

„Ich weiß schon!" unterbrach ihn die Mutter. „Jetzt führe Theodor zu Deinen Brüdern, er muß bald wieder fort!"

Märchen trat durch eine zweite Thür in einen andern Theil des Gartens, der noch viel schöner war, als der, durch den sie schon gekommen waren. Was war das für ein Leben! Ein ganzer Schwarm Kinder, sie waren alle Märchens Brüder, tummelte sich da herum. Als sie Märchen und Theodor erblickten, riefen und sangen sie alle: „Märchen ist wieder da! Märchen ist wieder da!" und sie liefen den beiden

Knaben entgegen und herzten und küßten sie. Es war nicht anders, als ob Theodor ein alter Bekannter von ihnen wäre.

„Nun erzähle, erzähle, was Du getrieben hast!" riefen jetzt die Kinder. Schnell, erzähle!"

Märchen antwortete aber: „Jetzt ist keine Zeit zum Erzählen! Theodor muß bald wieder nach Hause zurückkehren, drum laßt uns jetzt spielen!"

Und nun fingen sie die allerschönsten Spiele zu spielen an, und Theodor mußte Alles mitmachen, und das ging so gut, als ob er schon lange dabei gewesen wäre. Einige der Kinder hatten lange Seile aus lauter blühenden Rosen geflochten und von einem Baume zum andern gespannt. Darauf setzten sie sich und schaukelten bis hoch in die Luft; andere spielten Versteckens und verbargen sich in die tiefen Kelche der großen Lilien und Glockenblumen; andere tanzten auf dem sammetnen Rasen und die Nachtigallen sangen dazu; andere schossen mit Pfeilen nach den glänzenden Früchten, die ganz oben auf den höchsten Bäumen hingen, und noch andere hielten Wettrennen und Wettflüge, indem sie sich auf die großen Schmetterlinge setzten, die sie durch die Luft lenkten. Theodor schwebte in einem Meere von Wonne und Freude und dachte nicht daran, daß er um acht Uhr zu Hause zum Abendessen seyn müsse. Er hatte Vater und Mutter und auch den Pathen Zuckelmeier vergessen.

Jetzt kam die schöne Fee Morgana, Märchens Mutter, herbei und rief: „Nun ist's genug!" Und dann wendete sie sich zu Theodor und sagte zu ihm: „Theodor, Du kannst nicht länger hier bleiben und mußt jetzt nach Hause zurück! Märchen kann Dich nicht begleiten, den muß ich zu andern Kindern schicken. Hier schenke ich Dir aber ein Buch, darin sollst Du lesen, wenn Du recht gut und fleißig gewesen bist, und wenn Du darin liesest, so wirst Du meinen, Märchen sei bei Dir und erzähle Dir. Bist Du aber faul und ungezogen, so darfst Du nicht hineinsehen. Sage das Deiner Mutter und grüße sie von mir und Märchen. Grüße auch den Pathen Zuckelmeier!"

Indem die Fee das sagte, küßte sie Theodor dreimal auf die Stirne und als sie ihn zum dritten Male geküßt hatte, stand er zu Hause vor der Stubenthüre und trat in die Stube.

Der Pathe Zuckelmeier schnippte so eben zum dritten Male auf seine Dose, nahm eine Prise und sagte feierlich: „Du Lotterbube, Du Amphibium, Du, Du generis neutrius! Wie kannst Du zu mir, dem Calculator Zuckel . . . Aber wo ist denn der Bube? er war doch so eben noch hier! Wo hat er sich versteckt?“

Theodor trat jetzt vor und sagte: „Märchen hat sich nicht versteckt; er ist zu Hause bei seiner Mutter Morgana, die wohnt hundert mal hundert Meilen weit von hier und noch etwas darüber, und ich habe ihn begleitet und wir sind auf dem Pudel geritten!“

Der Pathe Zuckelmeier machte seine Augen weit auf und sagte: „Hundert mal hundert Meilen facit zehntausend Meilen ohne weiteres. Diese will der hier gemacht haben in einer Sekunde und ist dabei nicht aus der Stube gekommen! Oh! Sehr werthgeschätzte Madam, das sind ohne weiteres die Früchte seines Umgangs und dergleichen. Zehntausend Meilen! Fi! Du Lügner!“

Theodor trat einen Schritt vor und sagte: „Pathe Zuckelmeier, ich bin kein Lügner! Ich bin wirklich und wahrhaftig bei der schönen Fee gewesen! Ach! sie war so schön und gut, fast wie Du, Mama! Sie hat mir auch ein Buch geschenkt, darin sollst Du mich lesen lassen, wenn ich gut und fleißig gewesen bin. Die schöne Fee läßt Dich grüßen, Mama, und Dich auch, Pathe Zuckelmeier!“

Theodor suchte jetzt in seinen Taschen nach dem Buche, da war aber keins zu finden. Da sah er, als er sich umsah, einen schönes Buch auf einem Tische neben sich liegen, das der Vater dahin gelegt hatte, es ihm zu schenken. Theodor hielt es für das Buch, welches ihm die Fee zum Geschenk mitgegeben hatte; er schlug es auf und auf dem Titel war mit großen Buchstaben gedruckt:

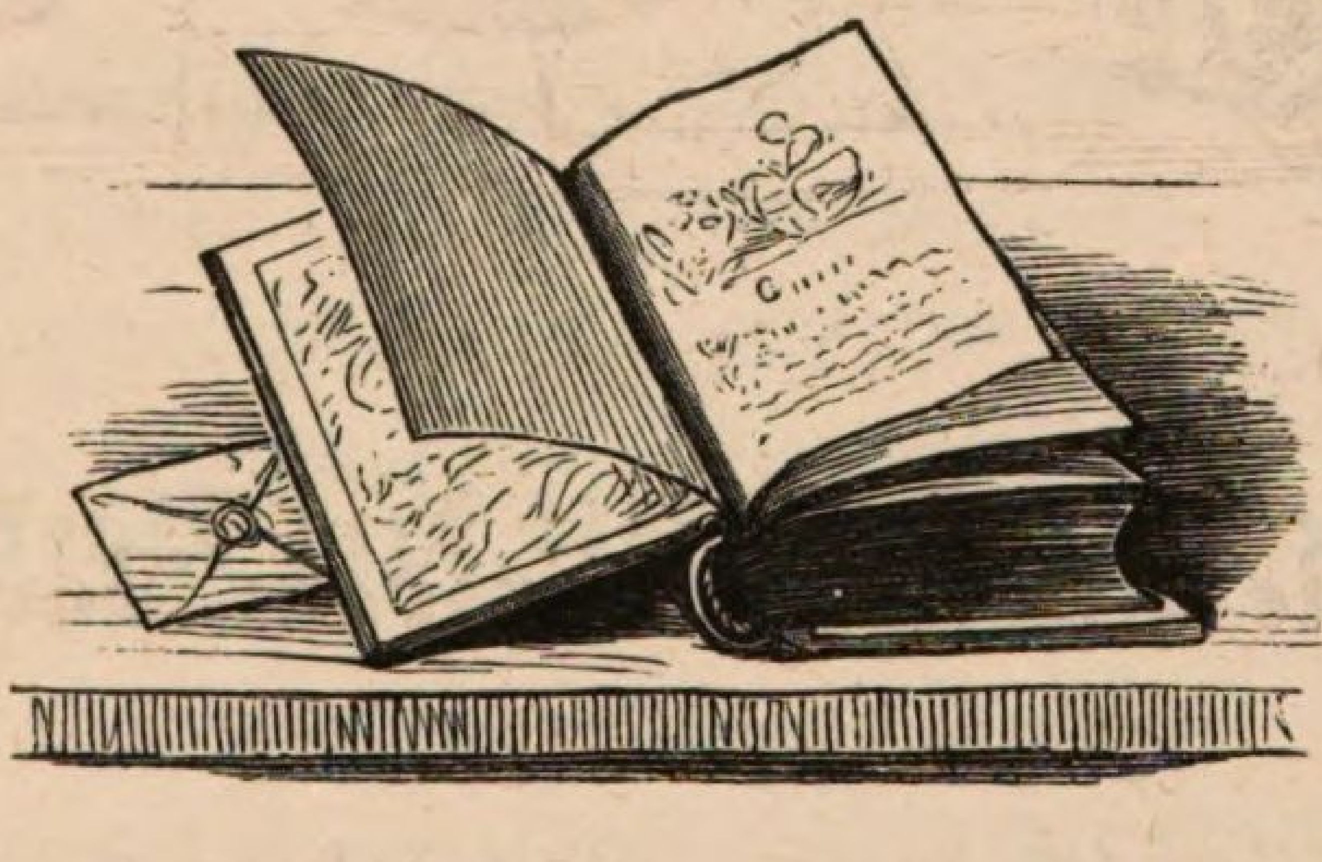
Neue Märchen für meine Enkel,

und in dem Buche waren, als er es aufschlug, die schönsten Bilder.

„Da ist das Buch!“ rief Theodor; aber der Pathe Zuckelmeier nahm seinen Hut und schritt mit langsamen großen Schritten zur Thür hinaus und sagte nicht einmal Gute Nacht!

Theodor war von jetzt an aus Liebe zu dem Buche so fleißig, als er vorher nie gewesen war. Er lernte Alles, was ihm seine Lehrer aufgaben und erhielt von ihnen das beste Lob. Auch das kleine und das große Einmaleins konnte er in kurzem wieder ohne Fehler aufsagen, so daß der Pathe Zuckelmeier ihm beifällig zunickte. Waren seine Lehrer nun recht zufrieden mit ihm gewesen, so gab ihm seine Mutter Abends das Märchenbuch, und das war seine größte Freude. Wenn er eines der Geschichtchen las, die darin standen, so war es ihm immer, als ob Märchen es ihm erzählte, und die Bilder wurden ordentlich lebendig, wenn er sie betrachtete.

Es stand auch darin die Geschichte seiner Reise, die er mit Märchen zur Fee Morgana auf dem Pudel gemacht hatte, von Wort zu Wort. Die las er am liebsten unter allen andern Geschichtchen, und er las sie so oft, daß er zuletzt gar nicht mehr recht wußte, ob er die Reise wirklich selbst gemacht, oder ob er sie nur in seinem Märchenbuche gelesen hatte.



Die Jungfrau mit dem Barte.

Nein, das war ein Wetter draußen! Die ältesten Leute konnten sich nicht entsinnen, jemals ein solches Wetter erlebt zu haben. Der Regen goß in Strömen vom Himmel herab, so daß alle Wege überschwemmt waren, dazwischen schneite und hagelte es, und ein eiskalter Wind pfiff durch die Bäume, daß sie ächzten und krachten. Es war ein Wetter, daß man nicht gern einen Hund hinausgejagt haben würde.

Und doch war ein Mensch draußen auf der Straße. Es war ein wandernder Barbiergeselle, der in die nächste Stadt wollte und den das Wetter unterwegs überfallen hatte. Er war sonst ein munterer und lustiger Geselle, der, wenn er drei Schritte gethan hatte, allemal einen Luftsprung machte, und dem der Mund niemals stille stand; bald trällerte, bald pfiff er, bald sang er ein Schelmenliedchen. Ja jetzt verging ihm das Springen und Singen! Statt zu springeu, schlich er jetzt langsam vorwärts und mußte sich bei jedem Schritte vorsehen, daß er seine Schuhe, in die das Wasser oben hinein und unten wieder herauslief, nicht im Kothe stecken ließ, und statt zu singen ertönte jetzt manch O! und Ach! aus seinem Munde. Er konnte nicht zehn Schritte weit sehen und mußte immer eine Hand vor das Gesicht halten, in das der Sturm Regen und Schnee peitschte. Und was das Schlimmste war, er war von dem Wege abgekommen und irrte in den Feldern ohne Weg und Steg umher, und es fing schon an finster zu werden. Der lustige Gesell war ganz ernsthaft geworden und dachte im Stillen: „Wenn das noch eine Stunde so fortgeht, so hat Dein letztes Stündlein geschlagen!“

Nachdem er wieder eine gute Strecke fortgewandert war, hörte er in der Nähe einen Hund bellen, und das klang ihm, wie die schönste Musik. Er ging dem Bellen nach und stand in Kurzem vor einem einzeln stehenden Hause. Daß es ein Wirthshaus war, sah er an dem Schilde über der Thür. Wer war glücklicher, als der arme Bertram, so hieß der Gesell, endlich ein Obdach gefunden zu haben! Er stürzte mit einem Sprunge in die Hausthür hinein, um nur in das Trockene zu kommen, und rannte gegen den Wirth, der eben einen vollen Bierkrug in den Händen hielt, um ihn in die Stube zu tragen, so daß dos Bier zur Hälfte herausschwappte.

„Potz Element! Vorgesehen!“ schrie der Wirth.

„Gebt mir nur gleich eine warme Stube, daß ich mich trocknen und wärmen kann! Ich bin bis auf die Haut naß!“ sagte Bertram.

Der Wirth besah sich den von Nässe und Koth triefenden Gesellen näher und erwiederte dann: „Das wäre mir eben recht! Hier gibt's keine Stuben für Eures Gleichen; mein Haus ist voll!“

Dennoch war Bertram mit dem Wirthe in die Wirthsstube getreten, und diese war angefüllt mit Fuhrleuten, die an Tischen umher saßen und theils zechten, theils Karte spielten. Er konnte nicht einmal zu dem Ofen kommen, denn rings um denselben standen, um sich zu trocknen, die, welche das Unwetter ebenfalls im Freien getroffen hatte.

„Wo soll ich denn aber bleiben in diesem Wetter?“ frug Bertram den Wirth.

„Wo Ihr wollt!“ antwortete dieser. „Geht in das nächste Dorf, das ist nur zwei Stündchen weit, dort ist eine Schenke. Für Landstreicher ist mein Gasthaus immer besetzt.“

„Grobian!“ sagte Bertram, als er sah, daß hier kein Bitten half, und schickte sich an, das unwirthliche Haus zu verlassen. Da sagte einer der zechenden Fuhrleute zu ihm: „Hört, Landsmann! Ich will Euch einen Rath geben. Geht da hinauf auf das alte Schloß, das ist kaum hundert Schritte weit, es sind Stuben genug leer und da werdet Ihr willkommen seyn!“

Alle übrigen Fuhrleute lachten, und der Wirth setzte hinzu: „Das war ein guter Rath! Und es wird auch nicht an Knüttelholz fehlen, Euch zu erwärmen.“

Als Bertram vor die Thür des Wirthshauses trat, sah er in der Dämmerung ganz in der Nähe auf einem steilen Berge ein Schloß liegen, das er vorher nicht bemerkt hatte, da er wegen des Unwetters kaum ein Auge aufthun konnte. Der Regen strömte noch immer vom Himmel und der Sturm brauste. „Vielleicht sind die da oben mitleidiger, als der hartherzige Wirth!“ dachte Bertram, obgleich das Gelächter der Fuhrleute eben nicht geeignet war, diese Hoffnung zu beleben. Er hatte jedoch keine Wahl und schritt den steilen Felsenweg hinauf, der nicht fern vom Wirthshause seinen Anfang nahm, und nach einem halbstündigen beschwerlichen Steigen stand er endlich oben vor der Mauer des Schlosses und klopfte an die Thür eines kleinen Häuschens, das wie ein Schwalbennest an die Schloßmauer angebaut war und durch dessen Fenster ein Licht schimmerte.

Ein alter Mann mit grauen Haaren öffnete ihm die Thür und ließ

ihn eintreten. Nachdem Bertram ihm seine Bitte und den Rath, den man ihm unten im Wirthshause gegeben, ausgesprochen hatte, sagte der Greis zu ihm: „Das sind Schalke, die Euch das gerathen haben, und sie haben Euch zum Besten gehabt! Das ganze Häuschen besteht aus dieser einzigen Stube, und dort liegt meine kranke Frau im Bette. Hier könnt Ihr nicht bleiben!"

„Aber das Schloß ist ja so groß!" erwiederte Bertram, dessen Zähne vor Kälte klapperten; „ist denn da nicht ein einziges lediges Kämmerchen, in welchem ich die Nacht zubringen könnte; denn draußen komme ich um vor Kälte und Nässe!"

„Platz ist genug da", sagte der Alte, „und es fehlt auch sonst nicht an Bequemlichkeit; aber des Nachts ist es nicht geheuer in dem Schlosse, es spukt darin und ein Poltergeist treibt sein Wesen oben. Seit länger als zweihundert Jahren steht das Schloß unbewohnt, es muß aber, nach einem alten Testamente, im Innern und Aeußern in gutem wohnlichen Stande erhalten werden; denn geschieht das nicht, so verliert mein Herr, der Besitzer desselben, nicht nur das Schloß, sondern auch alle die vielen Ländereien, die dazu gehören, und sie fallen dann an das nächste Kloster. Die Herren Mönche, die gern diesen fetten Bissen haben möchten, unterlassen es nicht, von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob Alles in der Ordnung ist. Ich führe die Aufsicht über das Schloß, und ich selbst bin noch niemals zur Nachtzeit in demselben gewesen. Hier unten in dem kleinen Wächterhäuschen bin ich sicher."

„Laßt mich nur hinein, guter Alter!" entgegnete Bertram. „Ich fürchte mich weder vor Geistern, noch Gespenstern, nicht einmal vor dem Teufel und vor seiner Großmutter!"

„In den funfzig Jahren, seit ich hier wohne", fuhr der Greis fort, „sind zu verschiedenen Zeiten einige Wagehälse dagewesen, die darauf bestanden, eine Nacht in dem Schlosse zuzubringen; sie sind aber am andern Morgen zerbläut und in einem traurigen Zustande wieder herausgekommen, und sie haben noch von Glück zu sagen gehabt, daß ihnen der Geist nicht den Hals umgedreht hat. Laßt's Euch zur Warnung dienen!"

„Ich habe keine Furcht!" sagte darauf Bertram; „besser mit einem

blauen Rücken davonzukommen, als hier in diesem Wetter elendiglich zu erfrieren. Laßt mich nur hinein!"

Und er bat so lange, bis endlich der alte Schloßwärter kopfschüttelnd eine Laterne anzündete und das schwere Thor aufschloß.

„Wenn Ihr es nicht besser haben wollt", sagte er zu dem vor Frost zitternden Bertram, „so mögt Ihr Euren Willen haben! Gewarnt habe ich Euch!"

Er gab Bertram einen Schlüssel und unterrichtete ihn, daß er die Wendeltreppe hinaufsteigen und eines der obern Zimmer aufschließen solle. Bertram stieg mit der Laterne in der Hand die steile steinerne Wendeltreppe hinauf und kam oben in einen engen Gang, auf welchem sich mehrere Thüren befanden. Er schloß eine derselben auf und trat in ein geräumiges Zimmer, das vollkommen mit allem nöthigen Hausgeräth versehen war, gleich als ob es bewohnt würde, nur daß die vor Alter beinahe schwarz gewordenen Tische und Stühle eine wunderliche altmodische Form hatten. Aus diesem Zimmer führte eine Thür in ein anderes, welches dem ersten ganz ähnlich war, und zuletzt kam er durch mehrere Zimmer hindurch in eines, in welchem ein hohes Himmelbette stand. Die Vorhänge desselben waren von schwerem grünseidenen Zeuge mit eingewebten Blumen, obwohl etwas verschossen; aber das leinene Bettzeug war weiß, wie ebengefallener Schnee. Außerdem befand sich in dem Zimmer ein mächtig großer Kamin mit einem schweren Gesimse, welches eine Stutzuhr und einige Vasen trug, und rings an den Wänden umher standen Stühle und Tische und ein künstlich gearbeiteter Schrank von dunkelm Eichenholz, mit geschnitztem Laubwerk verziert. An der einen Wand, dem Bette gegenüber, hing ein lebensgroßes Bild in einem breiten vergoldeten Rahmen.

Es war in diesem Zimmer Alles so wohnlich, daß Bertram beschloß, hier zu übernachten. Er zündete das im Kamine liegende Holz an, dessen Flamme in Kurzem das ganze Zimmer hell erleuchtete; dann schnürte er sein Ränzchen auf, nahm ein trocknes Hemd aus demselben und zog es an, und hing seine nassen Kleider, um sie zu trocknen, auf Stühle und setzte sie um den Kamin herum. Die Thurmuhr des Schlosses schlug gerade neun, als er in das hohe Bett stieg und sich in demselben

behaglich ausstreckte. Das war ein Bette! So weich hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gelegen. Die Pfühle und Kissen mußten mit lauter Eiderdaunen gestopft seyn. Die angenehme Wärme that seinen erschöpften und erstarrten Gliedern so wohl, daß er in wenigen Minuten einschlummerte und in kurzer Zeit fest schlief.

Es mochte bald Mitternacht seyn, als er wieder erwachte. Der Hunger, den er Abends bei seiner großen Müdigkeit nicht gefühlt hatte, hatte ihn aufgeweckt. Wenn am Abend zuvor Alles, was er erlebt hatte in seiner Abspannung wie ein Traumbild an ihm vorübergegangen war, so stand jetzt Alles in der Wirklichkeit vor seiner Seele. Er war sich klar bewußt, daß er sich in einem Geisterschlosse befand, daß er in einem herrlichen Bette lag und daß ihn Hunger und Durst quälte, daß er aber bis zum nächsten Morgen kein Mittel habe, ihn zu stillen. Er fühlte sich zwar einsam in dem großen Schlosse, aber er hatte keine Furcht. Es war aber auch so still in demselben, daß man ein Mäuschen hätte laufen hören können; nur draußen heulte der Sturm und rasselte mit den alteu schlechtverwahrten Fenstern.

Bertram hatte, ehe er in das Bett stieg, die brennende Laterne in die Mitte des Zimmers auf den Fußboden gestellt. Sie brannte noch und erleuchtete das Zimmer, und einer ihrer Strahlen fiel gerade auf das Bild, das dem Bette gegenüber an der Wand hing. Bertram betrachtete es jetzt genauer. Es war das Portrait einer jungen reizendschönen Dame im ausgesuchtesten Putze, und er konnte seine Augen gar nicht von ihm wegwenden. Es schien ordentlich, als ob ihn das Bild anblicke und anlächele. „Wenn doch Dein Ebenbild hier wäre!“ dachte Bertram; „dann wäre es nicht mehr so einsam. Wir wollten uns schon die Zeit vertreiben!“

Er war noch ganz vertieft im Anschauen des Bildes, an welchem er immer neue Reize entdeckte, als die Thurmuhr die zwölfte Stunde schlug, und so wie der letzte dumpfe Schlag verklungen war, fing es an im Schlosse lebendig zu werden. Thüren wurden aufgerissen und zugeschlagen, und draußen auf dem Gange schlich und schlurrte es auf und ab.

Obgleich Bertram sich bisher für ganz furchtlos gehalten hatte,

so fröstelte ihn doch unter seiner warmen Bettdecke und er zog sie weiter heran. Jetzt sprang die Thür seines Zimmers auf, die er doch, ehe er sich zu Bette gelegt, fest verschlossen hatte, und herein traten zwei alte graue Bedienten in einer altwäterischen Livree, jeder mit einem Paar silberner Armleuchter mit brennenden Wachskerzen in den Händen. Sie trugen schweigend einen Tisch in die Mitte des Zimmers, bedeckten ihn mit einem blendendweißen Tuche, setzten die Armleuchter darauf und rückten zwei Stühle mit hohen Lehnen an denselben. Dann entfernten sie sich auf kurze Zeit, brachten zwei Couverts und besetzten den Tisch mit den kostbarsten warmen Speisen und mit mehrern Flaschen Wein, worauf sie, ohne nur ein Wort gesprochen zu haben, wieder hinausgingen.

Die Pasteten und Fische und Braten und andere Gerichte, welche auf dem Tische standen, verbreiteten einen so lieblichen Duft in dem Zimmer, daß der hungrige Bertram große Lust verspürte, aus seinem Bette aufzustehen und sich der Gerichte zu bedienen. Ehe aber diese Lust zu einem Entschlusse gedieh, öffnete sich die Thür von Neuem, und es trippelte langsam eine alte Matrone herein, die ihr Gesicht mit einem Schleier so weit verhüllt hatte, daß man nur ihre Augen und Nase sehen konnte; ihr Mund und Kinn war völlig bedeckt. Sie näherte sich dem Tische und setzte sich auf den Stuhl nieder, der Bertrams Bette gegenüber stand.

Nachdem sie ein paar Mal gehüstelt und ihre Augen auf Bertram gerichtet hatte, erhob sie ihre kreischende Stimme und sagte: „Nun, Freundchen, wollt Ihr mir nicht Gesellschaft leisten?“

Bertram dachte: „Für solch' ein Abendessen kannst Du Dich schon ein Bißchen durchbläuen lassen“, und er antwortete ganz keck und ohne Furcht: „Wenn's erlaubt ist!“

Er sprang mit diesen Worten aus dem Bette, zog schnell die nöthigen Kleidungsstücke an und setzte sich der Matrone gegenüber auf den ledigen Stuhl. Diese schlug jetzt den Schleier zurück, und Bertram erblickte mit Entsetzen das häßlichste Gesicht, das er je in seinem Leben gesehen hatte. Um den faltigen Mund und das spitze Kinn stand ein großer grauer verwilderter Bart, und die kleinen Augen lagen tief in ihren Höhlen, wie in einem Todtenschädel. Bertram schauderte zusammen

und wendete seine Augen weg, um seine Tischgenossin nicht zu sehen. Diese legte ihm von einer Rebhühnerpastete vor, schenkte sich und ihm ein Glas Wein, hell wie Gold, ein, erhob ihr Glas und sagte: „Eure Gesundheit und ein glückliches Willkommen!“ und nippte ein Tröpfchen von dem Weine. Bertram leerte mit einem Zuge sein ganzes Glas, ohne ein Wort zu erwiedern. Es war, als wäre ihm die Kehle zugeschnürt.

So wurde ein Gericht nach dem andern vorgenommen und dem köstlichen Weine von Bertram fleißig zugesprochen, und die Matrone, die beinahe gar nichts aß und eben so wenig trank, hatte alle Hände voll zu thun, seinen Teller und sein Glas immer von Neuem zu füllen. Bertram ließ sich das Essen und Trinken vortrefflich schmecken und er hatte sich an das Gesicht der Matrone bereits so gewöhnt, daß er sie manchmal verstohlen anblickte. Er hatte schon zwei Flaschen von dem starken kostbaren Weine ausgeleert und derselbe hatte so auf ihn gewirkt, daß er nicht nur jedes Mißtrauen gegen seine Wirthin verloren, sondern auch seine gute Laune und seinen Humor wiedergewonnen hatte.

Als das Mahl, während dessen kein Wort weiter gesprochen worden war, zu Ende ging, füllte Bertram noch einmal sein Glas, hob es empor und rief: „Schätzchen, auf Dein Wohlergehen!“ und leerte es auf einen Zug.

Die Matrone stand von ihrem Stuhle auf, machte ihm schweigend eine Reverenz und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Da redete sie Bertram noch einmal an und sagte: „Lieb Urgroßmütterchen, Du hast mich so kostbar wie einen König bewirthet, und gern bäte ich Dich wieder zu Gaste, aber sieh, ich bin ein armer Schlucker und mit meinem Brod und Käse würdest Du nicht vorlieb nehmen. Gern erwiese ich Dir einen Liebesdienst für Deine gute Aufnahme, aber ich weiß nicht womit.“

Traurig und mit niedergebücktem Kopfe schlich die Matrone der Thür zu, als Bertram in seiner ausgelassenen Weinlaune fortfuhr: „Doch da fällt mir so eben etwas ein! Sag' einmal, Mütterchen, es kömmt wol selten ein Barbier in dieses Schloß, oder er muß ein rechter Stümper seyn, der seine Kunst nicht versteht, sonst würde er Dein Bärtchen nicht so verwildern lassen. Ich gehöre der edlen Scherenzunft

an, erlaube, daß ich Dir diesen Dienst leiste. Du wirst noch einmal so schmuck aussehen."

Ohne ein Wort zu erwiedern setzte sich die Matrone auf einen Stuhl nieder, wie Einer, der sich den Bart abnehmen lassen will, und Bertram nahm sein Barbierzeug aus seinem Ranzen heraus, schnitt ihr den großen struppigen Kinnbart mit der Scheere ab, schlug in seinem Becken Seifenschaum, seifete sie ein und rasirte ihr Gesicht glatt, ganz nach den Regeln seiner Kunst, und zwar so geschickt, daß er nicht ein kleines Schnittchen in die vielen Runzeln machte.

Nachdem die Arbeit beendigt war, hatte die Alte ein ganz anderes Ansehen; ihr Gesicht war zwar grau und runzelig, aber sie sah aus, wie eine ehrwürdige steinalte Frau, gar nicht mehr abschreckend. Nur der große häßliche Bart hatte sie so verstellt. Bertram mußte an seine alte Urgroßmutter denken, der sie ähnlich war, und er konnte sich in seiner Laune nicht enthalten, sich zu ihr niederzubücken und ihr einen herzhaften Kuß auf ihren zahnlosen Mund zu drücken, worauf er sagte: „So, Großmütterchen, nun kannst Du Dich vor den Leuten sehen lassen!"

„Wackerer, muthiger Bursche!" sprach jetzt die Alte, die sich von ihrem Stuhle erhoben hatte, und deren Augen wie verklärt von Freude strahlten, „Du hast mir einen Dienst geleistet, größer als Du Dir denken kannst, und größer, als ich im Stande bin, ihn zu belohnen. Habe Dank dafür! Wisse, vor nun beinahe dreihundert Jahren war ich die alleinige Besitzerin dieses Schlosses und der großen Ländereien, die zu demselben gehören. Ich war noch ein Kind, als meine gräflichen Aeltern starben, und meine Erziehung übernahm ein alter Oheim, der mir allen nur möglichen Willen ließ und alle meine Launen erfüllte. So wuchs ich zur Jungfrau heran und der Himmel schenkte mir in seinem Zorne eine Schönheit, der nichts Aehnliches an die Seite zu setzen war. Ich war die Schönste nicht nur in dieser Gegend, sondern im ganzen großen Reiche, vielleicht auf der ganzen Erde. Betrachte dieses Bild; es ist das meine!" und sie zeigte auf das Gemälde, welches im Zimmer hing.

„Euer Wort in Ehren!" unterbrach sie Bertram; „aber so könnt Ihr nicht ausgesehen haben!"

„Du hast Recht!“ fuhr die Alte fort; „das Bild glich mir, wie eine Klatschrose einer Centifolie gleicht. Kein Maler war im Stande, meine Schönheit aufzufassen und in einem Bilde mit todten Farben wiederzugeben. Mein Spiegel, den ich nur zu oft zu Rathe zog, sagte mir, wie schön ich war und wie ich mit jedem Tage schöner wurde. Aber mit meiner Schönheit wuchs auch mein Stolz und meine Eitelkeit, die durch Schmeicheleien täglich neue Nahrung erhielten, so daß sie nach und nach jedes zarte und edle Gefühl aus meinem sich immer mehr verhärtenden Herzen verdrängten.“

„Der Ruf meiner Schönheit hatte sich im ganzen Lande verbreitet und von nah und fern kamen Barone, Grafen und selbst Prinzen herbei, in der Absicht, um meine Hand zu werben. Ich schmeichelte Allen, machte jedem Einzelnen Hoffnung und betrog Alle. Sie waren mir Alle zu schlecht und zu gering, und ich hoffte, daß noch ein Kaiser, oder wenigstens ein König kommen würde, um mich zu seiner Gemahlin zu verlangen.“

„Ich begnügte mich jedoch nicht damit, meine verschmähten Freier im Stillen zu verabschieden; es war meine größte Freude und Wonne, ihnen alle nur mögliche Schmach anzuthun, um sie den Abstand zwischen mir und ihnen recht fühlen zu lassen. Es war in jener Zeit Sitte, daß jeder wehrhafte und edle Mann einen Bart trug. Ein schöner Bart war der Stolz des Mannes, und wer keinen Bart hatte, wurde für einen schwächlichen Feigling gehalten. Ich vertraute nun jedem meiner Freier einzeln, daß ich einen natürlichen Abscheu vor einem Barte hätte, und erklärte, daß ich es nie über mich gewinnen würde, einem Manne, der einen Bart trüge, jemals meine Hand als Gattin zu geben. Die meisten meiner Liebhaber brachten, aus Liebe zu mir, mir auch dieses Opfer; sie ließen sich den Bart abscheren, und die Folge davon war, daß ich sie sodann verlachte und verhöhnte und sie verabschiedete. Obgleich dieß bekannt war, so kamen doch immer neue Freier, weil jeder hoffte, mein Herz zu besiegen und mich zu gewinnen. So war ich vier und zwanzig Jahre alt geworden und meine Schönheit stand in der höchsten Blüte; ich war aber noch immer unvermählt.“

„In dem Schlosse lebte ein alter frommer Kapellan, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, dessen ehrwürdiger silberweißer Bart ihm tief über die Brust herabhing. Schon oft hatte ich seinen Tadel über mein Leben hören müssen, schon oft hatte er mich liebevoll ermahnt, einen bessern Weg einzuschlagen. Ich hatte stets über seine Ermahnungen und Warnungen gelacht. Jetzt hatte er gehört, daß einer meiner verschmähten und verhöhnten Liebhaber aus Kummer über die erlittene Schmach auf das Siechbette gefallen und aus großer Liebe zu mir gestorben sei. Mein Schloßkapellan nahm diese Gelegenheit wahr, mir eine harte Strafpredigt zu halten und mir mit der Strafe zu drohen, die mich dereinst erwarten werde. Ich war aber dieser Vermahnungen und Drohungen so herzlich müde, daß ich in meinem Uebermuthe befahl, dem ehrwürdigen Greise seinen Silberbart abzuscheren."

„Es geschah. Da sprach der entrüstete Alte eine Verwünschung über mich aus. „„Du hast mich meiner Zierde beraubt, der einzigen, die ich während meines ganzen Lebens und zwar mit Ehren getragen habe. Ich bedarf ihrer ohnehin nicht lange mehr, und schenke sie Dir. Trage Du sie von nun an so lange Du lebst, trage sie auch im Tode und wandle so lange als Geist in diesen Mauern, bis irgend ein lebender Mensch Dir unaufgefordert und freiwillig das aus Mitleid thut, was Du so Vielen aus Uebermuth angethan hast! So lange, bis dieß erfüllt seyn wird, mögen Dir die Pforten des Himmels und der Hölle verschlossen bleiben! Benutze diese Zeit, Dich zu bessern!""

„So sprach der zitternde und erschöpfte Greis, und sank alsbald todt zu meinen Füßen nieder."

„Obgleich ich durch dieses Ereigniß für den Augenblick tief erschüttert war, so vergaß ich es doch bald wieder und schlief in der kommenden Nacht sanft und ruhig, gleich als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre. Als ich aber am folgenden Morgen erwachte und mich im Spiegel erblickte, Himmel! was war in der Nacht für eine Veränderung mit mir vorgegangen! Ich schauderte vor meinem eignen Anblicke zurück, denn um meinen Mund und um mein Kinn war ein großer häßlicher Bart hervorgesproßt, der mich ganz unkenntlich machte. Ich fing an, jedes einzelne

Haar auszurupfen; aber in demselben Augenblicke, wo ein Haar ausgerissen war, wuchs sogleich ein neues von derselben Länge hervor. Ich konnte mich vor keinem Menschen mehr sehen lassen, und mußte mein Gesicht beständig mit dichten Schleiern verhüllen."

„Obgleich ich meine Häßlichkeit vor Jedem, selbst vor meinen Dienern, zu verbergen suchte, so wurde sie doch bekannt. Ich wurde von Allen verlacht und verhöhnt, und auch nicht von einem Einzigen bedauert und bemitleidet. Die Freier, von denen sonst mein Schloß nie leer wurde, blieben weg, und ich war gezwungen, in der tiefsten Einsamkeit zu leben. Da hatte ich Zeit genug zu bereuen und mich zu bessern. Mein Leben war von nun an dem Wohlthun gewidmet; ich half den Armen, unterstützte die Bedürftigen und that Gutes, so viel ich vermochte, und suchte dadurch meine frühern Sünden zu büßen."

„So war ich sechzig Jahre alt geworden, als der Tod meinen Leib hinnahm; aber meiner Seele waren die Pforten der Ewigkeit verschlossen. Es sind nun beinahe dreihundert Jahre, seit mein Geist in jeder Nacht in diesen Räumen herumwandelt. Ich hoffte immer, daß mein Erretter erscheinen würde, der den Ausspruch des heiligen Greises zu erfüllen vermöchte; aber er erschien nicht. Zwar kamen Mehrere hieher, um eine Nacht in diesem Schlosse zuzubringen; es waren jedoch nur feige Neugierige, welche die Probe nicht bestehen konnten. Nicht ein Einziger hatte nur den Muth, die Abendmahlzeit mit mir zu theilen. Da kamst Du, mein wackerer Freund, und hast den Fluch von mir genommen, der auf mir lastete, auf mir und meinen beiden Dienern, die mir bei der Ausführung meiner frühern übermüthigen Gelüste behülflich gewesen waren. Ich verlasse jetzt diesen Ort, um zur endlichen Ruhe einzugehen, und von Stund an wird dieses Schloß nicht ferner beunruhigt werden."

„Vergelten kann ich Dir, mein Erlöser, nicht, was Du an mir gethan hast; selbst dann könnte ich es nicht, wenn auch alle Schätze der Erde die meinigen wären; ich kann aber etwas dazu beitragen, Dir Dein Leben zu erleichtern."

Mit diesen Worten schritt der Geist der gräflichen Jungfrau nach dem Eichenschranke, nahm einen Schlüssel aus der Tasche, die an seiner Seite

hing, und schloß ihn auf. Der Schrank war leer; aber die Jungfrau öffnete jetzt ein geheimes, nur ihr allein bekanntes Fach in demselben und zog aus ihm ein kleines Kofferchen hervor. Dasselbe war bis oben gefüllt mit goldenen Ketten, Perlenschnüren, Stirn- und Armbändern und Ringen, besetzt mit Diamanten und Rubinen und den kostbarsten Edelsteinen.

„Diese Reste meiner frühern Eitelkeit", sagte die Jungfrau, „werden hinreichen, Dir ein sorgenfreies und bequemes Leben zu bereiten. Nimm sie hin, sie sind Dein, und Du bist von diesem Augenblicke an ihr rechtmäßiger Besitzer. Wende aber diese Schätze gut an, damit das für Dich zum Segen werde, was mir durch meine Schuld zum Fluche wurde. Gedenke meiner dabei und laß in jedem Jahre in dieser Nacht meiner Erlösung in dem nächsten Kloster zu meiner Seelenruhe eine Messe lesen!"

Bertram trat jetzt näher, um in das Kofferchen zu blicken, und seine Augen wurden geblendet von dem Glanze der Edelsteine und Kleinodien, mit denen es angefüllt war. Von Dankbarkeit durchdrungen drehte er sich um, um seiner Wohlthäterin noch einen Kuß des Dankes zu geben; aber sie war spurlos verschwunden. Auch der Tisch mit den Speisen und Armleuchtern war nicht mehr zu sehen und statt seiner stand nur noch in der Mitte des Zimmers die brennende Laterne auf dem Fußboden, so wie sie Bertram am Abend hingestellt hatte. Bei dem matten Scheine derselben packte er den Inhalt des Kofferchens, dessen großen Werth er nicht einmal genau erkannte, in seinen Reiseranzen, und legte sich sodann wieder zu Bette, wo er den Rest der Nacht ungestört bis zum Morgen schlief. Er würde bis tief in den Tag hinein geschlafen haben, wenn er nicht durch den Eintritt des Schloßwärters geweckt worden wäre, welcher in großer Besorgniß kam, um zu sehen, ob er noch am Leben sei.

„Ei, bei Euch schläft's sich herrlich!" rief ihm Bertram entgegen. „Man vergißt das Aufstehen ganz und gar!"

„Wie!" sagte der erstaunte Alte, „ist denn das Gespenst nicht zu Euch gekommen?"

„Ei wol!" antwortete Bertram; „wir haben viel mit einander verkehrt und sind recht gute Freunde geworden. Ich sagte es Euch ja, ich verstehe mit Geistern umzugehen!"

Der neugierige Alte wollte gern mehr erfahren und that deshalb allerlei Fragen; aber Bertram hütete sich wohl, ihm mehr zu sagen, als er wissen sollte. Er selbst frug dagegen nach den nähern Verhältnissen des Schlosses und nach seinem jetzigen Besitzer, und der Schloßwärter erzählte ihm, daß derselbe ein fernwohnender Baron sei, der im Begriff stehe, diese Besitzung billig zu verkaufen, da die Erhaltung des Schlosses, welches weder bewohnt noch sonst benutzt werden könne, jährlich einen großen Aufwand verursache und einen großen Theil der Einkünfte von den Ländereien aufzehre. Das Schloß sei aber so verrufen, daß sich bis jetzt noch kein Käufer gefunden habe.

Als Bertram über alles das, was er zu erfahren wünschte, unterrichtet war, nahm er von dem Schloßwärter Abschied, und das Erste, was er that, war, nach der nächsten großen Stadt zu wandern, wo er einen Theil seiner Kleinodien zu Gelde machte, und dafür eine Summe erhielt, über die er selbst erstaunte. Er reiste sodann zu dem Eigenthümer der Besitzung, um den Preis derselben zu erfahren. Dieser war so gering, daß der Kauf schnell abgeschlossen wurde. Bertram übernahm die Besitzung gegen baare Bezahlung des Kaufpreises mit allen den Bedingungen, die an den Besitz derselben geknüpft waren, und bald darauf zog er in das verrufene Schloß ein.

Die ganze Nachbarschaft steckte die Köpfe zusammen und wunderte sich, wie ein lebender Mensch den Muth haben könne, das Geisterschloß als Wohnung zu beziehen, und Viele, und unter ihnen der Wirth des Gasthofs oben an, freuten sich im Stillen darauf, zu vernehmen, welcher Empfang dem waghälsigen Fremden in der ersten Nacht zu Theil werden würde. Bertram blieb aber nicht nur eine Nacht ruhig und unangefochten in seiner neuen Wohnung, sondern mehrere, und nach einigen Wochen holte er seine Braut herbei und feierte in dem Schlosse seine Hochzeit und lebte in demselben von keinem Geiste mehr beunruhigt, viele Jahre lang mit seiner Familie.

Seit mehrern hundert Jahren ist Bertram todt und seine Familie ausgestorben, und die ganze Geschichte würde vergessen seyn, wenn nicht in der Kapelle des Schlosses gleich hinter dem Altare ein großer Leichen-

stein in die Mauer eingelassen wäre, auf welchem eine lebensgroße Frau mit einem mächtigen Barte um Mund und Kinn in Stein gehauen abgebildet ist. Neugierige Reisende, welche sich die alte Kapelle zeigen lassen, fragen, was das zu bedeuten habe, und der Kastellan des Schlosses hat sich, um ihre Neugierde zu befriedigen, ein Märchen von einer verzauberten Prinzessin ausgesonnen, an dem aber kein wahres Wort ist, das er ihnen erzählt.

Die neugierigen Fremden sollten sich nur an uns wenden; wir würden ihnen die Geschichte ganz anders erzählen können; denn wir wissen, wie sich in der Wahrheit Alles ereignet hat.

Das Sonntagskind.

Weit, weit da draußen hinter dem Lande, wo die wunderlichen Chinesen wohnen, Ihr wißt doch, die mit den dicken Bäuchen und Wackelköpfen, da draußen liegt noch ein Land, ich habe aber seinen Namen vergessen; das wollen wir uns jedoch nicht kümmern lassen. Das Land wird von einem Kaiser beherrscht, und der Kaiser ist ein guter Mann, der gern gut lebt und auch Andere gut leben läßt, wenn sie etwas dazu haben.

Er regiert über viele viele Hunderttausende und noch mehr Unterthanen, und die hat er alle recht lieb, der gute Kaiser. An jedem Sonntage muß ein Trompeter durch die Stadt reiten und blasen: Schnetterdeng! Schnetterdeng! und das heißt: „Wer den Kaiser speisen sehen will, der ist eingeladen!"

Da läuft nun vieles Volk hin in das Schloß und stellt sich auf die Gallerie und guckt hinunter in den goldnen Saal, und sieht zu, wie der Kaiser ißt und trinkt, und wie es ihm wohlschmeckt, und das ist so schön mit anzusehen. Das Volk hat auch deshalb den guten Kaiser recht lieb, und wenn er einmal auf seinem Elephanten spaziren reitet, so ruft Jedermann: „Vivat hoch!" und wer nicht mitruft, der wird in den Thurm gesperrt und dem Drachen zum Frühstück vorgeworfen, wenn die Reihe an ihn kömmt.

Eine hübsche Einrichtung in dem Lande ist es, daß man die Vornehmsten und Gescheitesten, denn das sind alle Vornehmen, gleich auf den ersten Blick erkennen kann. Je vornehmer einer ist, desto dicker ist er auch. Der Kaiser, als der Vornehmste von Allen, ist so dick, daß er kaum gehen kann, und seine Beine hat noch Niemand gesehen vor dem dicken Bauche. Seine Minister aber sind schon ein Bißchen magerer und können etwas watscheln.

Der Kaiser hatte eine Tochter, und die war eine kaiserliche Prinzessin, da ihr Vater der Kaiser war, und dieser wollte, daß sie sich vermählen sollte. Das mochte sie aber nicht. Sie war ein Bißchen eigensinnig und wollte keinen Gemahl aus dem Lande, das war ihr zu ordinair, sie wollte etwas Ausländisches aus der Fremde; je weiter er herkam, desto besser. Sie liebte nun einmal alles Fremde, und sie schmeichelte ihrem Vater und klopfte ihn auf seinen dicken Bauch und sagte zu ihm: „Schaffe mir etwas Fremdes, Du bist ja der Kaiser!"

Ja der Kaiser war er wol, aber zaubern konnte er deßhalb doch nicht, und er sagte nur: „Wir wollen sehen!"

Da wurde nun in alle Zeitungen der ganzen Welt gesetzt und mit großen Buchstaben gedruckt, damit es auch die Blödsichtigen lesen konnten, eine Kaiserstochter, der es wegen ihrer großen Sittsamkeit und Ein-

gezogenheit an Gelegenheit fehle, die Bekanntschaft junger, heirathsfähiger Männer zu machen, suche auf diesem jetzt so beliebten Wege einen Gemahl, er müsse aber weit her seyn u. s. w. Die Adresse könne man in der Zeitungsexpedition erfahren.

Da kamen nun die Freier schockweise aus allen Weltgegenden, denn jeder wollte gern eine kaiserliche Prinzessin heirathen, und das konnte man im Grunde Keinem verdenken. Man hatte kaum Schiffe genug, sie alle über das Meer zu fahren in des Kaisers Reich.

Nun war da, weit weg von dem Kaiserlande, ein kleines Städtchen, und in demselben wohnte ein Schneider mit seiner Frau, die ihrem Manne nähen helfen mußte, wenn er vor den Festtagen allein nicht fertig wurde mit der vielen Arbeit. Sie waren schon sieben Jahre lang mit einander verheirathet, und hatten keine Kinder; aber im achten Jahre da kam eins. Es war ein Junge und er wurde gerade an einem Sonntage nach dem ersten Quatember geboren und Peter getauft, wie sein Vater, der auch Peter hieß. Das war eine große Freude für die Aeltern, und die Nachbarinnen sagten: „Das ist ein Sonntagskind, das ist ein Glückskind! Dem glückt einmal Alles, was es anfängt, und es wird gewiß dereinst etwas Großes aus ihm! Gott behüt' es!"

So sagten die klugen Nachbarinnen und der kleine Peter wuchs und gedieh, und wurde ein derber, rothbäckiger Junge, der in die Schule gehen mußte, und als er nothdürftig lesen und schreiben gelernt hatte und eingesegnet worden war, mußte er ein Schneider werden, wie sein Vater. Das stand ihm aber gar nicht an, er wäre lieber gleich etwas recht Großes geworden, ob ein Bürgermeister, oder ein Minister, oder ein General, das wußte er selbst nicht genau; doch der Vater sagte: „Handwerk hat einen goldnen Boden!" und so mußte Peter sich mit auf den Schneidertisch setzen und die Beine in das Loch stecken und mußte mit nähen und flicken.

Das war ihm nun gar nicht recht, und wenn er sich einmal davon losmachen konnte, so that er's und ging in das Bierhaus und saß da hinter dem Bierkruge. Das war nun so seine Passion! Der Vater war darüber oft böse und holte seine Elle und gab sie dem faulen Peter zu

kosten; aber die Mutter nahm sich immer seiner an und sagte zu ihrem Manne: „Peter ist ein Sonntagskind, dem mußt Du schon etwas nachsehen, der macht sein Glück gewiß einmal; er ist ja unser Einziger!"

Peter war nun bald drei und zwanzig Jahre alt, aber sein Glück hatte er noch nicht gemacht, und er saß noch immer mit über einander geschlagenen Beinen auf dem Schneidertische neben seinem Vater, der ihm manchmal einen Rock an den Kopf warf, wenn er ihn schlecht genäht oder sonst verpfuscht hatte. Jeden Abend aber saß Peter im Bierhause. Einmal saß er auch dort und guckte aus langer Weile in das Wochenblatt und buchstabirte zusammen, wer gestorben und wer getauft worden war in der letzten Woche, und da stieß er auf das kaiserliche Heirathsgesuch, welches gerade darin stand. Er las es zwei und drei Mal hinter einander, bis er es ordentlich verstanden hatte, und als er nach Hause kam, erzählte er es seiner Mutter und sagte: „Mutter, ich will die Prinzessin heirathen!"

„Das thue, mein Sohn!" antwortete die Mutter, „Du bist ja ein Sonntagskind; und wenn Dein Schwäher gestorben ist, wirst Du am Ende noch Kaiser!"

Der Vater aber sagte: „Dummer Junge! Dich wird auch eine Prinzessin heirathen! Lerne lieber einen ordentlichen Steppstich und eine egale Naht machen, und sprich nicht von solchen Narrenspossen!"

Peter dachte aber immer an die Prinzessin und konnte gar nicht mehr vor dem Gedanken schlafen. War er allein mit der Mutter, so wurde von nichts anderm gesprochen, wenn aber der Vater da war, dann schwieg er, denn der Vater suchte gleich die Elle, wenn er davon anfing.

Peter holte aber das alte Felleisen von dem Hausboden, das der Vater mit auf seiner Wanderschaft gehabt hatte, packte in der Stille alle seine Kleider und ein Paar alte Stiefeln hinein, und die Mutter half ihm dabei, und da es davon nicht ganz voll wurde, so füllte es die Mutter mit den besten Stücken Tuch, welche der Vater in die Helle geworfen hatte, und legte dazu sein Schneiderwerkzeug, die Scheere, Nadeln und Zwirn. „Man kann nicht wissen, wo Du das einmal brauchen kannst", sagte sie; „Handwerk hat einen goldnen Boden!"

Sie vergaß auch nicht, einige Brode und Würste in das Felleisen zu thun, damit Peter unterwegs nicht Noth leiden sollte, und ganz obenauf packte sie noch eine Mäusefalle. „Die kannst Du brauchen auf dem Schiffe", sagte sie, „denn da soll es viele Mäuse geben. Stelle sie aber ja jeden Abend auf, damit sie Dir nicht ein Loch in Deinen Sonntagsrock beißen, oder Deine Wurst fressen!"

„Sei Sie ohne Sorge, Mutter!" sagte Peter und nahm Abschied von ihr, denn er wollte morgen in aller Frühe fort, noch ehe der Vater aufstand; der durfte davon nichts wissen. Er reichte ihr die Hand und die Mutter weinte und schluchzte, daß ihr Einziger in die weite Welt wollte. Sie gab ihm all' ihr erspartes Geld, nähte ihm einen Henkeldukaten, den sie Sonntags an einem schwarzen Bändchen um den Hals getragen hatte, in sein Rockfutter, und sagte: „Lebe wohl, Peter, grüße den Herrn Kaiser von mir auf's Schönste, und denke an uns, wenn Dir's wohlgeht; und wenn Du Kaiser geworden bist, so schicke mir eine schwarze Sammetmütze mit goldnen Tressen, so wie die Frau Bürgermeisterin eine hat. Die wird sich einmal ärgern, wenn sie sie sieht!"

„Das kann geschehen!" antwortete Peter und wanderte fort bis an's Meer, und setzte sich auf ein Schiff und fuhr gerade hin in das fremde Kaiserland. Und als er da angekommen war, ging er in die Stadt, wo der Kaiser wohnte. Das war aber eine große Stadt, die Häuser waren alle von Porzellan und an allen Giebeln und Feueressen hingen silberne Glöckchen, die machten Musik, wenn der Wind wehte.

Peter ging ein paar Stunden lang durch die lange Gasse und besah sich alle Häuser; er konnte aber das Haus des Kaisers nicht finden. Da lief gerade ein Junge quer über den Weg; er war barfuß und hatte ein Blaserohr in der Hand, und wenn sich wo ein Hund blicken ließ, piff! da schoß er ihn mit einer Thonkugel auf den Pelz und lachte laut, wenn der Hund auf drei Beinen davonlief und schrie.

„Höre Du, Gassenjunge!" rief ihm Peter zu, „wo wohnt denn der Kaiser?"

Der Junge sah ihn aber an und lachte und fletschte die Zähne.

„Da hast Du einen Kupferdreier!“ fuhr Peter fort, „bring mich zum Kaiser!“

Ei, was machte da der Junge für Augen, als er den blanken Kupferdreier sah! Er lief voraus und machte so weite Schritte, daß Peter kaum nachkommen konnte mit seinem schweren Felleisen. Endlich blieb der Junge stehen und sagte: „Da wohnt der Kaiser!“

Und Peter ging hinein in das Schloß. Da waren einmal schöne Zimmer von Gold und Silber und Edelgestein, immer eines schöner, als das andere. Zuletzt kam eins, das war aus einem einzigen großen Demantsteine ausgehauen, darin saß der Kaiser auf seinem goldenen Throne und rauchte eben eine Pfeife Knaster.

„Guten Morgen, Kaiser!“ sagte Peter zu ihm, und der Kaiser antwortete: „**Bon jour!**“ denn das klang viel vornehmer, als wenn er gesagt hätte „Guten Morgen!“ — „Was willst Du?“

Und Peter sagte: „Ich will Deine Tochter heirathen!“

„So!“ antwortete der Kaiser, „und wer bist Du denn?“

„Ich bin ein Sonntagskind!“ erwiederte Peter.

„Was ist denn das für eine Nation?“ frug der Kaiser weiter; „die ist mir unbekannt.“

„Ja, ein Sonntagskind ist nun eben ein Sonntagskind!“ antwortete Peter, „und die Sonntagskinder sind Glückskinder, denen glückt Alles, was sie wollen, und darum haben sie auch gar keine Lust, etwas zu lernen und sie brauchen es auch nicht.“

„Da muß ich wol auch ein Sonntagskind seyn!“ sagte der Kaiser. „Aber Du siehst mir so ordinair aus, so gemein; Du bist ja so mager, magerer wie ein Windhund!“

„Das kömmt von der weiten Reise und von der Seeluft!“ entgegnete Peter; „morgen wird es schon anders seyn!“

„Nun so komme morgen wieder!“ sagte der Kaiser und nickte mit dem Kopfe.

Und Peter nahm sein Felleisen, das er neben sich auf die Erde gelegt hatte, wieder auf den Rücken und seinen Stock in die Hand, und ging in ein Wirthshaus.

Am folgenden Morgen zog er seinen Sonntagsrock mit den großen Bleiknöpfen an, und an die Weste nähte er ein weites Rückenfutter und stopfte sich vorn voll mit allen seinen übrigen Kleidungsstücken und mit den Tuchhadern aus der Helle, so daß er jetzt einen ansehnlichen Bauch hatte und ordentlich recht vornehm aussah. Dann ging er zum Kaiser. Der war aber jetzt nicht allein; um seinen Thron im Kreise herum standen seine dreizehn Minister und an den Thüren waren schwarze Soldaten aufgestellt mit langen Spießen in den Händen. Die ließen aber Petern passiren, als sie seinen Sonntagsrock sahen mit den großen Bleiknöpfen.

„Nun heute siehst Du schon etwas besser aus!“ redete ihn der Kaiser an; „aber Du bist noch nicht vornehm genug, Du bist noch immer so windhündig Jetzt soll Dir mein Premierminister vorlesen, paß auf!“

Die dreizehn Minister wackelten mit den Köpfen und klappten mit den Händen auf und ab, und der Premier zog ein großes Pergament aus der Tasche, setzte seine Brille auf die Nase und las laut vor:

„Kund und zu wissen sei hiermit Jedermann, der es zu wissen braucht: Ein Jeder, der sich um die hohe Hand der kaiserlichen Prinzessin bewirbt, hat sich verschiedenen Prüfungen zu unterwerfen, und wenn er sie alle besteht, erhält er Höchstihre kaiserliche Hand; besteht er sie aber nicht alle, so wird er in den Thurm gesperrt und, wenn die Reihe an ihn kömmt, dem Drachen zum Frühstück vorgeworfen. Dieß ist der Wille Sr. Majestät des Kaisers!“

„Gut!“ sagte Peter; „nun so laßt die Prüfungen hören!“

Und der Minister fuhr fort: „Die Prüfung des ersten Tages ist, daß der Bewerber mit verbundenen Augen einen seidenen Faden in ein kleines Nadelöhr einfädelt, ohne zu fehlen; denn da die Prinzessin schwache Augen hat, so muß sie einen geschickten Einfädler an ihrer Seite haben, wenn sie näht oder stickt. — Die Prüfung des zweiten Tages ist, daß der Bewerber den Drachen umbringt, der jeden Morgen einen Menschen zum Frühstück bekommen muß, damit er nicht die Stadt entzündet mit den Feuerflammen, die er aus seinen Rachen ausspeit. — Die Prüfung des dritten Tages ist, daß der Bewerber die Prinzessin unter allen Damen des Hofes herausfinden und sogleich erkennen muß, ohne zu

fehlen. — Die vierte und letzte Prüfung kann der Bewerber erst dann erfahren, wenn er sie bestanden hat."

„Gut!" sagte Peter; „so bringt mir gleich Nummer Eins, die Nadel und den Zwirn!"

Ein kleiner schwarzer Page brachte auf einem rothen Sammetkissen eine feine Nürnberger Nähnadel mit einem ganz kleinen Oehre und dazu einen dicken seidenen Faden. Peter besah sich Alles genau und ließ sich gleich die Augen zubinden. Er wußte aber mit dergleichen Arbeit schon umzugehen, er drehte den Faden zwischen den Fingern und wipps! war er eingefädelt. Er mußte die Probe noch einmal wiederholen, und es gelang abermals. Jetzt nahm man ihm das Tuch von den Augen und der Kaiser sagte: „Bravo!" und alle Minister wackelten mit den Köpfen und riefen: „Bravo!" und die Soldaten stampften mit ihren Spießen auf die Erde und die Trompeter bliesen zum Fenster hinaus.

Peter ging nun wieder in das Wirthshaus zurück, um sich auf die zweite Prüfung vorzubereiten, und tralleerte unterwegs, weil ihm das Einfädeln so gut gelungen war: „Handwerk hat einen goldnen Boden!" nach der Melodie: Ein Vogelfänger bin ich ja! Er konnte aber nicht recht in den Takt kommen. Im Wirthshause angelangt ließ er auf der Stelle einen fetten Truthahn abschlachten, an den Bratspieß stecken und braten. Den wollte er wol verspeisen, um sich für die neue Prüfung zu stärken? – Weit gefehlt! Der pfiffige Peter dachte dabei an etwas ganz anderes; er wollte ihn morgen brauchen, wie er es sich ausgesonnen hatte. Der Truthahn war aber so schön gebraten und roch so köstlich, daß es dem armen Peter große Ueberwindung kostete, ihn nicht auf der Stelle aufzuessen. Das durfte er aber nicht, wenn er die zweite Prüfung glücklich bestehen wollte. Er überwand sich jedoch, schnitt von seinem Sonntagsrocke die großen bleiernen Knöpfe ab, füllte sie an der Stelle der Eingeweide in den gebratenen Truthahn und nähte das Loch mit feinem Zwirne wieder zu. Dann nahm er sein Nadelkissen aus dem Felleisen und steckte alle Nadeln, die er hatte, Nähnadeln und Steppnadeln, Stopfnadeln und Stecknadeln in das Fleisch des Truthahns, so daß er

wie mit Nadeln gespickt war, und legte ihn auf eine zinnerne Schüssel. Er sah so appetitlich aus!

Ganz früh am nächsten Morgen, noch ehe die Sonne aufgegangen war, ging Peter mit der Truthahnschüssel hinaus vor das Thor und ließ sich die Höhle des Drachen zeigen. Der Drache lag aber noch in derselben im tiefen Schlafe, denn er pflegte erst um zehn Uhr aufzustehen, weil er, wie alle Vornehmen, den Morgenschlaf liebte. Das war Petern eben recht; er stellte die Schüssel mit dem Truthahne mitten vor den Eingang und verbarg sich in der Nähe, doch so, daß er die Höhle im Auge behielt.

So wie die Glocke zehn Uhr schlug, kam der Drache an den Eingang und wischte sich die Augen mit den Vorderpfoten, da er sich noch nicht gewaschen hatte; der herrliche Bratenduft war ihm in die Nase gefahren und er wollte sehen, was es wäre. So wie er den Truthahn erblickte, wälzte er sich vor Freude; er hatte seit langer Zeit keinen Braten gekostet, da man ihm die Menschen immer nur ungebraten vorwarf. Er fiel sogleich über die Schüssel her und verschlang den ganzen Truthahn sammt der Schüssel auf einen Schluck; er nahm sich gar nicht einmal die Mühe, das Gericht zu kauen, so gierig war er. Aber das bekam ihm schlecht! Der Truthahn setzte sich fest in der Kehle und die spitzigen Nadeln stachen sich in dieselbe ein und ritzten und verwundeten den ganzen Schlund, so daß das Blut zu dem Rachen herauslief. Der Drache wurde grimmig und spie Feuer und Flammen. Das war aber erst sein Unglück, denn die Flammen schmolzen die bleiernen Knöpfe, die in dem Truthahn staken, und die zinnerne Schüssel, und das glühende geschmolzene Blei und Zinn lief in den Magen hinab und brannte große Löcher hinein. Jetzt wälzte sich der Drache vor Schmerz und vor Wuth auf der Erde und schlug mit seinem ungeheuern Schwanze Alles nieder, was in der Nähe war, Häuser und Bäume, und er brüllte so, daß Alles zitterte und bebte, und dabei spie er gräßliche Flammen und garstiges schwarzes Blut. Es war erschrecklich mit anzusehen! Das dauerte jedoch nicht lange, in Kurzem wurde er matter und schwächer, und in einer Stunde lag er todt da.

Nun kam Peter aus seinem Verstecke hervor, ließ zwanzig Pferde aus der Stadt bringen, spannte sie an den riesengroßen Körper des todten Drachen, setzte sich auf seinen schuppigen Rücken und ließ sich so in die Stadt ziehen. Wer aber gerade auf der Gasse war, erschrak beim Anblick des gräßlichen Ungeheuers so sehr, daß die Gassen bald ganz leer waren; alle Leute liefen in ihre Häuser und machten Thüre und Fensterladen zu, und die Hunde, wenn sie den Drachen von weitem sahen, zogen ihre Schwänze zwischen die Beine und liefen heulend davon.

Peter aber fuhr auf dem Drachen durch die Stadt in den Schloßhof, stieg ab und ging hinauf in das Schloß zum Kaiser und sagte zu ihm: „Da draußen liegt er!"

Der Kaiser wollte seinen Augen kaum trauen, obgleich er die Brille aufgesetzt hatte, als er den gräulichen Drachen todt auf dem Hofe liegen sah; er sagte: „Bravo!" und umarmte Petern mit seinen kaiserlichen Armen, was aber schwer ging, da sie Beide so dick waren, daß sie nur mit vieler Mühe an einander kommen konnten. Darauf entließ er Petern und sagte: „Komm morgen wieder!"

Und Peter ging in sein Wirthshaus und ließ sich einen Krug Bier geben, um sich zu erquicken und sich von den gehabten Strapazen zu erholen. Als er wieder oben in seiner Stube war, pfiff er auf dem Finger zum Fenster hinaus. Da kam der Hausknecht schnell gelaufen und Peter gab ihm seine Stiefeln zum Putzen, was nicht geschehen war, seit er sich auf der Wanderschaft befand. Nun setzte sich Peter nieder, nahm sein Handwerkszeug aus dem Felleisen und machte sich einen weiten Schlafrock, denn das war der größte Staat und die neuste Mode im Lande; er mußte aber die halbe Nacht hindurch sitzen und nähen, bis er damit fertig wurde, denn er war etwas aus der Uebung gekommen. Ehe er sich zu Bette legte, stellte er die Mäusefalle neben sein Felleisen; die Mäuse hatten ihm in der vergangenen Nacht seine letzte Wurst aufgefressen; dann schlief er, bis die Sonne in sein Bette schien. Da sprang er auf, zog seine blanken Stiefeln und seinen Schlafrock an, stopfte noch einige Bündel Heu in seine Weste, um desto vornehmer auszusehen, und sah nach der

Mäusefalle. Richtig, da stak ein Mäuschen darin, das sich in der Nacht gefangen hatte.

„Hab' ich Dich erwischt!" sagte Peter, nahm die Mäusefalle unter seinen Schlafrock und ging in das Schloß.

„Bon jour!" sagte der Kaiser zu ihm; „nun nimm Dich in Acht, daß Du nicht fehlgreifst, sonst wird Dir der Bauch aufgeschlitzt, da wir keinen Drachen mehr haben!"

„Nu, nu!" erwiederte Peter, „das hat keine Noth! Ich bin ja ein Sonntagskind!"

Und er wurde in einen Saal geführt, darin saßen dreizehn Gestalten in weite schwarze Kutten gehüllt, mit schwarzen Masken vor den Gesichtern. Man konnte nicht erkennen, ob es Männer, oder Frauen, ob sie fett, oder mager, ob sie schön, oder häßlich waren, so waren sie vermummt. Der Kaiser sagte aber: „Darunter ist meine Tochter! Nun wähle!" und die Gestalten machten einen Kreis und tanzten und sprangen um Petern herum; er konnte keine von der andern unterscheiden, sie sahen sich so ähnlich wie ein Ei dem andern.

„Tanzt nur!" dachte Peter, öffnete seine Mäusefalle und ließ das Mäuschen in den Kreis laufen, und alle die Gestalten quickten: I! aber eine schrie: O! und fiel gleich auf der Stelle in Ohnmacht. Die andern Alle sprangen ihr zu Hülfe und trugen die Ohnmächtige aus dem Saale.

„Das ist die Prinzessin!" rief jetzt Peter, und der Kaiser nickte mit dem Kopfe und sagte: „Getroffen!"

„Nun will ich zu meiner Braut!" rief Peter; „nun bin ich fertig mit den Prüfungen!"

„Noch nicht!" sagte der Kaiser; „morgen!"

Und Peter mußte wieder in sein Wirthshaus gehen. Er hatte aber keine Ruhe mehr und konnte in der ganzen Nacht kein Auge zuthun; er mußte immer an die schöne Prinzessin denken mit der goldenen Krone auf ihren prächtigen Locken. Er hatte selbst nicht geglaubt, daß er so verliebt werden könne, zumal da er die Prinzessin noch nicht einmal gesehen hatte.

Für die Nacht hatte er sich einen Krug Bier neben sein Bette gestellt; aber selbst das Bier schmeckte ihm nicht und er ließ es stehen.

Kaum war die Sonne aufgegangen, so zog Peter seine blanken Stiefeln und seinen Schlafrock an und lief hin in das Schloß.

„Du kömmst heute früh!“ redete ihn der Kaiser an, „Du konntest es wol nicht erwarten!“

„Ja wol!“ seufzte Peter, „und ich verspüre so große Liebe und Sehnsucht für die Prinzessin! Ach, ich liebe sie so sehr!“

„Wir wollen sehen!“ erwiederte der Kaiser und führte den ungeduldigen Peter an der Hand in die Stube seiner Tochter, der Prinzessin. Da saß sie auf einem silbernen Stuhle; man konnte sie aber gar nicht sehen vor ihren vielen Hofdamen, die Alle um sie herumstanden und sie putzten und schmückten mit goldnen Ketten und demantnen Nadeln und Blumen.

„Da sitzt die Prinzessin!“ sagte der Kaiser; „macht Platz!“

Und Peter erhob die Augen; aber wie erschrak er, als er sie erblickte! Er erschrak so, daß er drei Schritte zurückprallte. Hilf Himmel! wie sah die aus! Sie sah nicht aus, wie ein Mensch, sondern wie ein leibhaftiger Affe. Ihr Gesicht war mit braunen Haaren bedeckt, und auch die Arme und Hände waren haarig, und an den Fingern hatte sie lange Krallen statt der Nägel; ihre Haare auf dem Kopfe waren roth und struppig, und glichen einer Löwenmähne. Es war zum Entsetzen!

„Nun, wie gefällt Dir meine Tochter?“ frug ihn der Kaiser, und Peter erwachte aus seiner Erstarrung und erholte sich nach und nach von seinem Schreck. Er überlegte schnell, daß es doch besser sei, eine recht häßliche Frau zu heirathen und der Schwiegervater eines Kaisers zu seyn und Alles vollauf zu haben, als mit der schönsten auf dem Schneidertische zu sitzen uud zu hungern. Er überwand deshalb seinen Abscheu, trat näher, ließ sich auf ein Knie nieder, knipp die Augen zu, um nichts zu sehen und küßte der Prinzessin die haarigen Hände. Ja, Peter war ein Mann, der feine Lebensart kannte!

Jetzt zog Peter aus seinem Schlafrocke den Henkeldukaten hervor, den seine Mutter sonst jeden Sonntag umgebunden hatte, wenn sie in die

Kirche ging, und hing ihn seiner Braut als Mahlschatz um den Hals. Ei, wie blinzelten da die Hofdamen, als er sie so schmückte! Einen so schönen Henkeldukaten hatte noch Niemand gesehen, und die Prinzessin freute sich darüber so sehr, daß sie Petern noch einmal ihre haarigen Hände zum Küssen hinhielt. Er that aber, als ob er es nicht bemerkt hätte.

Auch der Kaiser rieb sich die Hände vor Freude und rief gleich seinen Stallmeister und sagte zu ihm: „Sattle mir meinen Leibelephanten und den für die Prinzessin, ich will das Brautpaar dem Volke zeigen!"

So sagte er, und der Stallmeister führte die beiden Elephanten vor, einen schwarzen und einen weißen. Man trug den Kaiser die Treppe hinunter und setzte ihn auf den schwarzen Elephanten, welcher sein Leibelephant war, und Petern hob man auf den weißen und neben ihn setzte man die Prinzessin. Voraus ritten ein Dutzend Trompeter auf Kameelen und hinterher marschirte ein Regiment schwarzer Soldaten mit ihren langen Spießen. So ging der Zug durch die ganze Stadt, und Jeder, dem er begegnete, warf sich auf die Erde nieder und rief: „Hurrah!" und wer nicht rief, den schlugen die Soldaten mit ihren Spießen auf den Kopf.

Wie Peter nun die Prinzessin so nahe neben sich sitzen hatte, hatte er Zeit, sich seine schöne Braut genauer zu betrachten; je länger er sie aber betrachtete, je häßlicher erschien sie ihm. Ein Schauder ergriff ihn bei dem Gedanken, einen Affen zu heirathen, und er war entschlossen, sich lieber den Bauch aufschlitzen zu lassen, wenn es nicht anders seyn konnte, als eine solche Frau zu nehmen, und wäre sie auch eine Prinzessin.

Jetzt waren sie wieder in das Schloß zurückgekehrt und wurden von den Elephanten herabgehoben. Peter wollte so eben seinen Entschluß aussprechen, als der Kaiser zu ihm sagte: „Das war die letzte Prüfung! Ich wollte nur sehen, ob Du meine Tochter liebtest, auch wenn sie häßlich wäre, und da Du das bewiesen hast und sie so sehr lieb hast, so sollst Du sie nun sehen, wie sie wirklich ist, und sollst mein Schwiegersohn seyn, und die Hochzeit soll gleich heute Abend anfangen!"

Peter horchte hoch auf bei diesen Worten, und die Hofdamen streiften auf einen Wink des Kaisers der Prinzessin die häßliche Affenhaut ab, in die sie genäht war, und es kam eine wunderschöne Prinzessin zum Vorschein, weiß und roth, wie Lilien und Rosen, und mit einer Haut so fein, wie das feinste Postpapier. Peter griff an seinen Kopf, um zu fühlen, ob er es wirklich sei, der eine so wunderschöne Prinzessin zur Frau bekommen sollte, und er fühlte, daß er es wirklich war.

Die Hochzeit wurde nun mit kaiserlicher Pracht gefeiert und die vielen Feste dauerten vier Wochen lang, und das gute Leben gefiel dem glücklichen Peter so wohl und sagte ihm so gut zu, daß er an jedem Morgen einige Tuchhadern und Heubündel aus seiner Weste herausnehmen mußte, weil er in jeder Nacht so viel dicker und vornehmer geworden war. Seine Gemahlin wartete und pflegte ihn aber auch recht, und stellte ihm jeden Abend einen großen Krug mit Doppelbier neben sein Bette, damit er in der Nacht nicht Durst leiden sollte, und das schlug gut bei ihm an.

Die vielen hundert Freier, welche die Prüfungen nicht bestanden hatten, wurden aus dem Thurm gelassen, da kein Drache mehr da war, der sie fressen konnte. Allen wurde auf Peters Fürbitte das Leben und die Freiheit geschenkt, und Jedem zehn Silbergroschen aus dem kaiserlichen Schatze als Reisegeld ausgezahlt, damit sie wieder in ihre Heimath zurückreisen konnten.

Nachdem die vielen Feste, die dem guten Peter und seiner schönen Gemahlin zu Ehren veranstaltet wurden, vorüber waren, dachte Peter an seine lieben Aeltern, wozu er bisher nicht Zeit gehabt hatte. Er ließ eine schwarze Sammetmütze machen mit einer goldnen Tresse, noch einmal so breit, als die der Frau Bürgermeisterin, und auf die Tresse nähte seine Gemahlin mit eigner Hand eine Menge Diamanten so groß wie Taubeneier. Dann setzte er sich hin und schrieb gleich ein Briefchen an seine Mutter und lud sie und den Vater ein, zu ihm zu kommen, da er jetzt ein vornehmer Prinz und der Gemahl der kaiserlichen Prinzessin sei; und er schrieb auch hinein, er könne dem Vater eine gute Kundschaft zuweisen. Als er dieß Alles geschrieben hatte, siegelte er das Briefchen ordentlich zu,

drückte einen Kupferdreier darauf, da er kein Petschaft hatte, und setzte auf die Adresse: Benebst einer Sammetmütze und einem Schiffe. Er schickte auch gleich ein Schiff mit, in welchem die Aeltern fahren sollten.

Ei, wie wunderten sich da die alten Leute, als sie lasen, daß ihr Peter der Gemahl einer so vornehmen Prinzessin und ein Prinz geworden war! „Siehst Du," sagte die Mutter zu ihrem Manne, „hab' ich 's nicht immer gesagt, Peter ist ein Sonntagskind, und Sonntagskinder sind Glückskinder!"

Dem alten Schneider war es aber gegangen, wie es allen alten Schneidern geht, seine Kundschaft war immer kleiner geworden, je älter er geworden war, weil er nicht mehr so nach der neusten Mode arbeiten konnte. Er war deshalb auf der Stelle entschlossen, zu seinem Sohne zu reisen. Es wurden alle ihre Habseligkeiten nach dem Schiffe gebracht; ehe sie selbst aber dasselbe bestiegen, ging die Mutter noch einmal in die Kirche, damit die Frau Bürgermeisterin die schöne schwarze Sammetmütze mit den breiten goldnen Tressen und Demantsteinen sehen sollte. Die Frau Bürgermeisterin wurde aber so roth im Gesichte wie ein Truthahn vor Aerger, daß eine gemeine Schneidersfrau eine schönere Mütze hatte, als sie, die Frau Bürgermeisterin.

Als das geschehen war, gingen sie zu Schiffe, und kamen nach einer langen, aber glücklichen Fahrt in der Kaiserstadt an. Da hätte man nun die Freude sehen sollen, die Alle hatten, als die beiden Aeltern in das kaiserliche Schloß kamen. Peter war indessen so dick geworden, daß sie ihn gar nicht wieder erkannten.

Er war aber, obgleich er so dick geworden war, dennoch ein guter Sohn geblieben, der seine alten Aeltern ehrte. Er ließ ihnen gleich ein schönes Haus von Porzellan bauen mit silbernen Glöckchen an den Feueressen, und in demselben für seinen Vater eine prächtige Werkstatt einrichten. Darin stand ein silberner Schneidertisch, und die Elle, die Schere und das Bügeleisen war von gediegenem Golde. So eine schöne Werkstatt gab es in der ganzen Welt nicht mehr! Der Kaiser schenkte Peters Vater einen Elephanten, auf dem ritt er in der Stadt umher zu seinen Kunden, wenn er ein Maß zu nehmen, oder einen neuen Rock anzupro-

biren hatte. Alle Welt wollte aber bei dem Vater des Prinzen arbeiten lassen, und der alte Schneider mußte hundert Gesellen annehmen, die ihm nähen helfen mußten, da er allein nicht fertig werden konnte.

So lebten Alle herrlich und in Freuden, und ich glaube, als endlich der alte Kaiser gestorben war, wird wol Peter Kaiser geworden seyn. Ich habe es aber nicht gewiß erfahren.

Ja, wer doch auch ein Sonntagskind wäre, daß er einmal ein Kaiser werden könnte!

Die Katzenassemblée.

Es lebte einmal eine alte Jungfrau, Jungfer Kunigunde hieß sie mit Namen, die hatte sich ganz aus der Welt zurückgezogen, und dazu mochte sie ihre guten Gründe gehabt haben. In ihrem dreißigsten Jahre hatte sie sich mit einem schmucken Husarenoffiziere versprochen, der ihr ewige Liebe geschworen hatte; ihr Verlobter hatte sie aber bald darauf verlassen und ihr ihren Verlobungsring zurückgeschickt; und das war recht schlecht von ihm. Seit der Zeit haßte sie alle Männer.

Sie besaß ein hübsches Haus in der Stadt, von dessen Ertrage sie recht gemächlich leben konnte, und dessen erstes Geschoß sie bisher bewohnt hatte. Jetzt verließ sie ihre seitherige Wohnung und zog, um von der bösen Welt nichts mehr zu hören und zu sehen, hinauf in die Mansarde, wo sie sich ein paar Stuben bequem einrichtete. Sie ließ die Treppe, die zu denselben führte, durch eine stets verschlossene Gitterthür abschließen, und wer zu ihr wollte, mußte an derselben die Klingel ziehen. War es ein Mann, so durfte er nicht über ihre Schwelle kommen.

So lebte Jungfer Kunigunde ganz einsam in ihrem Dachlogis. Sie hatte weder Verwandte, noch Freunde, mit Ausnahme von einen paar alten Kaffeeschwestern, die sie manchmal, obwol selten, besuchte, und von denen sie zu Zeiten wieder einen Gegenbesuch erhielt. Außer ihnen hatte sie keinen Umgang und ging auch nie aus, außer Sonntags zweimal in die Kirche.

Sie hielt zu ihrer Unterhaltung zwei dreifarbige Katzen, eine alte und eine junge, welche sie wie ihre Kinder liebte, und einen dicken fetten Mops; aber alle waren weiblichen Geschlechts. Auch ein Paar Vögel, die in Vogelbauern am Fenster hingen, eine Lerche und eine Wachtel, waren Weibchen. In der Stube waren ein Paar Bilder aufgehangen, das Bildniß ihres Vaters und das ihrer Mutter. Sie hatte ihren Vater, als er noch lebte, recht sehr lieb gehabt, aber sein Portrait, das eine Husarenuniform anhatte, mochte sie gar nicht ansehen, weil es männliche Kleidung trug. Sie ließ es deßhalb von einer Malerin übermalen und ihm ein Frauenkleid anziehen; es sah aber recht wunderlich aus, ein Mann mit einem Schnurrbarte in einem Frauenkleide, mit einer Rose an der Brust. Nun war das Bild der Jungfer Kunigunde nicht mehr zuwider, und sie betrachtete es mit Wohlgefallen. Das war nun so ihr Geschmack! Ihr Haß gegen alles Männliche ging sogar so weit, daß sie nicht einmal eine männliche Blume auf dem großen Blumenbrette, welches vor ihrem Fenster hing, duldete. Da standen nur Rosen, Nelken, Tulpen, Levkojen und dergleichen; nie durfte sich aber Goldlack, Jasmin, Hollunder und Rosmarin auf demselben blicken lassen, denn die hießen alle Der.

Unter allen ihren Stubengenossen hatte aber Jungfer Kunigunde oder Gundchen, wie man sie gewöhnlich in der Stadt nannte, ihre Katzen am liebsten und sie konnte sich stundenlang mit ihnen unterhalten. Die junge war eigentlich die Tochter der alten; das wußte aber ihre Herrin nicht, sonst hätte sie die alte, die sie für eine alte Jungfrau hielt, nicht geduldet. Jede der Katzen hatte ein besonderes weiches Bettchen, in dem sie schlief, und Jungfer Kunigunde machte ihnen von Zeit zu Zeit Kleider und Hauben, denn sie war so ehrbar und züchtig, daß sie nicht einmal ein nacktes Thier um sich duldete. Sie hatten eine ganze Garderobe der verschiedenartigsten Kleider, und für den Sonntag sogar seidene. Auch die Möpsin hatte besondere Kleider.

Heute feierte Gundchen ihren acht und sechzigsten Geburtstag. Sie war von einer ihrer Kaffeeschwestern zum Kaffee eingeladen und hatte ein altes geblümtes Brokatkleid, das sie schon in ihrer Jugend getragen hatte, angezogen, und einen großen altmodischen Strohhut mit verschossenen Blumen auf ihre grauen Haare gesetzt. Sie zog noch ein Paar schwarze gestrickte Klapphandschuhe an ihre magern Arme und nahm ihren mit Wachstuch überzogenen Regenschirm, ohne den sie nie ausging, selbst bei dem schönsten Wetter nicht, unter den Arm. Bevor sie zur Thür hinausschritt, die sie sodann mit einem großen Schlüssel verschloß, rief sie ihre Katzen und sagte zu ihnen: „Nun führt Euch gut auf, derweil ich ausbin! Da steht eine Schüssel mit Milch und Semmel. Und laßt mir den Mops in Ruhe!“

Die Katzen schmiegten sich an das steife Kleid der Jungfer Kunigunde, machten Buckel und schnurrten, gleich als ob sie verstanden hätten, was sie sagte. Nachdem Gundchen aber die Stube verlassen hatte, machten sie sich es bequem, zogen ihre Kleider aus, dehnten und streckten sich, und legten sich mit halbgeschlossenen Augen auf den Stubenboden in die Sonne. Man sah es ihnen ordentlich an, wie wohl es ihnen war. Die Möpsin lag keuchend in ihrem Korbbette und schlief.

„Aber, Mama,“ sagte jetzt die junge Katze, welche Liddy hieß, „im Grunde führen wir doch ein recht einsames und trauriges Leben! Das muß wahr seyn! Ausgehen dürfen wir niemals, nicht einmal bei

dem schönsten Wetter, auch nicht einmal in der Nacht. Wie gern ging ich bei Mondschein einmal in ein Katzenconcert! Ach, wie muß das schön seyn! Oft, wenn Du schliefst, hörte ich die schöne Musik von ferne und sprang aus meinem Bette in das Fenster, um sie besser zu vernehmen. Ach, wie muß das erst in der Nähe klingen!"

„Alles recht gut und schön!" antwortete Mina, die Katzenmutter, „und ich bin in meiner Jugend, als ich noch eine feine Diskantstimme hatte, oft dabei gewesen und habe im Chore mitgesungen. Aber gefährlich bleibt es immer; oft gibt es dabei blutige Raufereien, und mancher hat schon ganze Stücken Fell im Stiche lassen müssen; denn da wird weder Freund noch Feind geschont."

„Auch auf die Jagd kann man nicht einmal gehen!" fuhr Liddy fort; „denn hieher kömmt keine Maus; selbst den Mäusen ist es hier zu einsam; ich habe noch niemals Mäusefleisch gekostet."

„Schlechtes Fleisch, schlechter Braten!" entgegnete die Mutter. „Oft so zähe und mager, daß man ihn gar nicht hinterbringen kann. Das Hühner- und Taubenfleisch der Jungfer Kunigunde ist weit besser. Glaube mir das, Kind!"

„Und Bekanntschaften kann man hier gar nicht machen!" klagte Liddy weiter. „Nicht einmal unsere schönen Kleider bekömmt Jemand zu sehen; und immer mit dem alten schläfrigen Mops zu spielen, das ist so langweilig! Häkelt man ihn einmal auf die Nase, gleich schreit und heult er, als ob er am Spieße steckte. Der dumme Mops versteht gar keinen Spaß. Wie schön spielen die Kater mit den Kätzchen auf dem Nachbardache gegenüber, und wie zärtlich thun sie mit einander! Mir klopft immer das Herz, wenn ich es manchmal von weitem mit ansehe!"

„Ja traue nur den Katern, das sind eben die Rechten!" sagte jetzt die verständige Mina; „das sind wortbrüchige Bösewichter alle zusammen! Ich weiß ein Liedchen davon zu singen, ich! Wie hat mein böser Mann, Dein Vater, mir geschmeichelt, wie oft hat er mir bei seinem Barte Liebe geschworen! Und doch hat der Treulose mich verlassen

und mich zur Wittwe und Dich zur Waise gemacht! Ja, das sind die Rechten!"

So eben ertönte draußen auf dem Blumenbrette ein leises Miau. Die beiden Katzen sahen auf und erblickten vor dem Fenster einen zierlichen schwarzen Katerjüngling, der sehnsüchtig herein in die Stube sah. Wie ein Paar gescheuchte Rehe sprangen sie mit einem Sprunge in die Kammer; sie hatten ja beide keine Kleider an, und sie schämten sich, sich vor dem Katerjüngling unbekleidet sehen zu lassen; so sittsam waren sie. Nachdem sie sich angekleidet hatten, kamen sie wieder herein in die Stube, und da der junge Kater gar zu schön bat und miaute, häkelte Mina endlich das Fenster auf, und der Jüngling trat leise herein. Er erschien aber völlig unbekleidet und die züchtige Liddy schlug ganz verschämt die Augen nieder.

„Verzeihung, meine schönen Damen! Wie freue ich mich, Sie zu sehen!" sagte der Kater.

„Aber, junger verwegener Mann, wer sind Sie?" fragte die Katzenmutter.

„Bürgermeisters Hinz, und stets zu Ihren Diensten!" antwortete der galante Jüngling

„Aber wie sind Sie hieher gekommen?" fuhr die alte Katze zu fragen fort.

„Ach, die Liebe!" erwiederte der junge Kater; „die Liebe macht mich nicht blind, wie Andere, sondern sehend. Ich sah, daß Jungfer Kunigunde über die Straße ging, da benutzte ich die Gelegenheit, wagte einen Sprung vom Dache auf das Blumenbrett, und so sehen Sie mich hier zu Ihren Füßen."

„Verwegner!" eiferte Mina; „wie leicht hätten Sie einen Fehlsprung thun können, und dann wären sie unten auf dem Straßenpflaster zerschmettert."

„Besser todt, als länger diese Pein!" fuhr der Jüngling fort. „Ach, schöne Liddy! wüßten Sie, was ich hier fühle!" und dabei legte er die Pfote auf sein Herz, und seufzte leise: „Miau! Miau!"

Liddy war gerührt und wischte sich mit ihren Sammetpfötchen eine Thräne aus dem Auge und ringelte zärtlich ihren Schwanz.

„O lassen Sie die schöne Liddy mich diesen Abend in ein Mondscheinconcert führen, das auf Hauptmanns Dache gegenüber Statt finden wird. Es wird sehr schön seyn, da sich die Edelsten und Vornehmsten unseres Geschlechts dabei einfinden werden.“

So bat Hinz und die Katzenmutter entgegnete: „Gott behüte und bewahre! Was würde Jungfer Kunigunde dazu sagen! Und unser Ruf . . .!“

Kling, kling! erscholl draußen die Gitterthür. Gundchen kam zurück und der erschreckte Katerjüngling hatte kaum Zeit, sich durch das noch offenstehende Fenster zu retten. Die beiden Katzen zitterten und bebten, als ihre Herrin in die Stube trat und versäumten es, ihr, wie gewöhnlich, entgegen zu laufen. „Was gibt's da?“ sagte diese. „Was zittert Ihr? Gewiß habt Ihr einen dummen Streich gemacht!“

Sie sah sich allenthalben in der Stube um, erblickte das offene Fenster und auf dem Blumenbrette einen abgeknickten Nelkenstock, auf den der junge Kater gesprungen war.

„Also das war es!“ sagte Gundchen, holte die Ruthe herbei, welche hinter dem Spiegel stak, und gab jeder der beiden Katzen sechs Streiche mit derselben. „Merkt's Euch!“ rief sie bei jedem Hiebe den Katzen zu. Diese waren jedoch froh, mit so leichter Strafe davon zu kommen.

Liddy konnte aber den schmucken Katerjüngling gar nicht vergessen; sie mußte immer an ihn denken, wenn sie wachte, und wenn sie schlief, träumte sie von ihm, so daß sie oft im Traume laut miaute und die gute Jungfer Kunigunde aus dem Schlafe weckte.

„Schlag Dir ihn aus dem Sinne!“ sagte ihre Mutter zu ihr; „der hat Dich längst vergessen!“

Ja das war leicht gesagt, aber nicht so leicht ausgeführt. Der armen Liddy schmeckte nicht einmal der beste Milchbrei mehr; sie hatte ihren Appetit verloren und wurde ganz mager vor Sehnsucht.

Nach einigen Wochen schickte sich Jungfer Kunigunde wieder an, einmal auszugehen. „O wüßte es doch mein lieber Hinz!“ dachte Liddy im Stillen, und schmiegte sich mit viel mehr Zärtlichkeit, als

gewöhnlich, an Jungfer Kunigunde und strich schnurrend an ihrem Kleide hin und her und schmeichelte ihr, weil sie sich so sehr freute, daß die Jungfer ausgehen wollte. Diese glaubte jedoch das Gegentheil und sagte: „Nun, sei nur ruhig, ich komme ja bald zurück!“

Kaum hatte aber Gundchen ihren Fuß unten in die Straße gesetzt, da kratzte es am Fenster. Der junge Kater saß auf dem Blumenbrette und miaute leise: „Mach' auf, Liebchen!“ Und Liddy häkelte das Fenster auf, und Hinz sprang herein.

Ja, jetzt sah der junge Kater ganz anders aus! Man sah es ihm gleich an, daß er auf Freierspfoten ging. Des Bürgermeisters Kinder besaßen eine große Puppe; es war eine prächtige Puppe mit ordentlichen Kleidern. Sie stellte einen Dragoner vor, hatte eine schöne hellblaue Uniform an, besetzt mit silbernen Tressen, einen großen Hut mit einer Feder auf dem Kopfe und einen mächtigen Pallasch an der Seite. Die hatte der Kater ausgezogen und sich die Kleider und den Säbel angelegt. Ja, jetzt sah er anders aus! Es kleidete ihn so schön, seine feine Taille paßte so gut zu der Uniform und sein großer Bart zu dem Federhute! Es war ordentlich prächtig anzusehen, wie er so hereinschritt und den Pallasch auf der Erde schleppen ließ; man hätte glauben mögen, er wäre ein General im Leibregimente des Königs.

Der galante Hinz machte den Damen einen tiefen Bückling, ließ sich auf ein Knie nieder, küßte zuerst der Katzenmutter und sodann der schönen Liddy die Pfote und überreichte der Mutter einen Strauß von Katzenmünze und einen Taubenflügel, den zu jener Zeit vornehme Katzendamen als Fächer trugen, und der schönen Liddy drückte er ein Kränzchen von Gänseblümchen auf ihre Stirn und schlang ihr ein weißes Mäuseschwänzchen als Halsband um ihren Hals.

Die Katzenmutter war außer sich vor Freude über die Katzenmünze; sie hatte, seit sie bei Jungfer Kunigunde lebte, keine zu riechen bekommen, und sie liebte doch diesen Geruch so sehr. Ei, wie schmunzelte die! Sie steckte ihre Nase in den Strauß und zog die köstlichen Düfte ein; dann riß sie die Spitzen des Krautes ab, kaute daran, warf sich auf die Erde nieder, wälzte sich vor Entzücken und schoß Kobold. Es war gerade, als

ob sie eine Flasche Branntwein auf einen Zug ausgetrunken hätte. Sie dachte gar nicht daran, daß sie ihr schönes Kleid ganz zu Grunde richtete. Jetzt sprang sie wieder auf, fiel dem jungen Kater um den Hals und herzte und küßte ihn. Sie war wie betrunken und konnte gar nicht mehr auf den Füßen stehen; sie mußte sich an die Wand anlehnen, um nicht umzufallen. „Du sollst Liddy haben!" rief sie einmal über das andere, und umpfotete den glücklichen Hinz immer wieder von neuem; er konnte sich ihrer kaum erwehren.

Während die berauschte Katzenmutter solche Zeichen ihrer Entzückung gab, war Liddy bei Seite getreten. Sie hatte ein Blümchen aus ihrem Kranze gezogen und fing an die Blättchen desselben eines nach dem andern auszureißen, wozu sie sagte:

„Kleines Blümchen, sag' mir an,
Ob mich liebt der feine Mann!
Liebt er mich? — Ja!
Liebt er mich? — Nein!
Laß mich nicht in Zweifel seyn!"

Und bei jedem Blättchen, das sie auszupfte, sagte sie abwechselnd: „Ja! — Nein! — Ja! — Nein!" Mit hoher Freude rief sie bei dem letzten Blättchen: „Ja! Ja, ja, er liebt mich!"

Kling, kling! ertönte draußen die Glocke. Jungfer Kunigunde kam zurück, und der überraschte Kater konnte nicht einmal das Fenster erreichen, und mußte sich unter Gundchens Bette verstecken. Ein Glück war es, daß Jungfer Kunigunde mit sich selbst so beschäftigt war, daß sie nicht auf die Katzen merkte. Sie war mit einer ihrer Kaffeeschwestern in Zank gerathen, deshalb kam sie so früh zurück, und sie hatte sich so geärgert, daß sie sich sogleich zu Bette legen mußte. Die beiden Katzen hatten sich in ihre Korbbettchen gedrückt und thaten, als ob sie schliefen; aber der arme Hinz mußte unter dem Bette der Jungfer liegen bleiben, ohne sich zu rühren, bis es finster wurde und Gundchen schlief.

Als er sie schnarchen hörte, kroch er unter dem Bette hervor, schlich leise hin zu Liddy und sagte zu ihr: „Nun, mein süßes Liebchen, steh'

auf und komm mit mir, es ist heute große Assemblée bei mir auf unserm Dachboden, und es ist die höchste Zeit." — Sie sprang sogleich aus ihrem Bette und zog das beste seidene Kleid an, das sie besaß; dann wollte sie Abschied von ihrer Mutter nehmen, die schlief aber so fest nach ihrem Rausche, daß sie nicht zu erwecken war.

Hinz führte jetzt die glückliche Liddy vorsichtig zum Fenster hinaus auf das Blumenbrett, kletterte von da an dem steilen Dache in die Höhe und reichte Liddy die Pfote, damit sie keinen Schaden nehmen sollte, und so stiegen sie über einige Dächer hinweg bis auf das Haus des Bürgermeisters, wo sie zu einer Dachluke hineinsprangen.

Ei was fanden sie da für eine vornehme Gesellschaft, die größtentheils schon versammelt war! Da saßen die schönsten Katzenfräulein mit ihren Müttern im Kreise herum, und jede hatte sich auf das Prächtigste geschmückt, so schön eine jede nur konnte. Manche hatten Ketten von Mäusezähnchen und Sperlingsschnäbeln um den Hals geschlungen, andere hatten Brustketten von künstlich geflochtenen Rattenschwänzen, noch andere trugen Tauben- und Hahnenfedern als Kopfputz und hatten bunte Bänder und Taschentücher als Shawls um sich genommen. Und die Kater mit ihren kecken Bärten standen außen um den Kreis herum und unterhielten die Damen.

Aber solch ein schönes seidenes Kleid wie Liddy hatte doch keine der Damen, und es machte großes Aufsehen, als sie mit jungfräulich niedergeschlagenen Augen an ihres Geliebten Pfote in die Versammlung trat. Die neidischen Katzenfräulein steckten die Köpfe zusammen und flüsterten einander zu: „Seht doch die! Seht doch das altmodische Fähnchen; es schleppt ja bis auf die Erde, man sieht gar nicht, was für eine Farbe ihr Fell hat! Gewiß hat sie eine Klumppfote, weil sie sich so vermummt, oder es ist sonst nicht Alles in der Ordnung!"

Das war nur der Neid, der aus ihnen sprach; und jede dachte im Stillen: „Ach, wenn ich doch auch ein so schönes Kleid hätte!"

Die jungen und alten Kater hingegen waren sehr galant gegen die schüchterne Liddy; sie schlossen einen Kreis um sie, und die ihr zunächst stehenden suchten zu der Ehre zu gelangen, ihr zartes Pfötchen küssen zu

dürfen; sie mußten es aber verstohlen thun, damit es der eifersüchtige Hinz, der jetzt die übrigen Damen willkommen hieß, nicht bemerkte. Diejenigen, welche nicht zum Pfotenkusse gelangen konnten, suchten wenigstens ihre Schwänze zärtlich um den ihrigen zu schlingen.

Jetzt wurde Milch mit eingebrockter Semmel herumgereicht und für die Kater gehacktes Mäusefleisch und Taubenknöchelchen. Der umsichtige Hinz hatte auch außerdem noch für Unterhaltung gesorgt. Eine lebende zappelnde Maus, mit dem Schwanz an einen Bindfaden geknüpft, war hoch aufgehängt und die jungen Kater sprangen nach derselben in die Höhe und suchten sie zu erhaschen. That nun einer einen Fehlsprung, so gab es vieles Gelächter. Die Katzenfräulein unterhielten sich dagegen mit Bällen und spielten mit einem Sperling, dem die Flügelfedern ausgerupft waren, so daß er nicht auffliegen konnte.

Die allgemeine Heiterkeit wurde aber durch einen Kater unterbrochen, der zitternd und bebend hereinstürzte. Sein Gesicht war kreideweiß vor Schreck, und er konnte lange Zeit vor innerer Aufregung kein Wort hervorbringen. „O Unglück! o Jammer! o Unglück! Edelster der Kater!“ So jammerte er.

„Nun, was gibt es denn?“ wurde er von allen Seiten gefragt.

„O das Unglück!“ fuhr der Kater, oft von Schmerz unterbrochen, fort; „o Du trefflicher Muz! unser Aller Freund! Zeitlebens geschändet! — In die Küche war er geschlichen und hatte eine gebratene Henne aufgefunden, die der liebevolle Gatte seiner geliebten Miesmies bringen wollte, welche in den Wochen liegt. O der Jammer! da erwischte ihn der grausame Koch, und hieb ihm unbarmherzig seinen herrlichen Schwanz mit dem scharfen Hackmesser ab!“

Die sämmtlichen Kater und Kiezen, welche die schreckliche Geschichte mit angehört hatten, drückten die Ohren an den Kopf, ließen ihre Schwänze hängen und stimmten ein herzzerreißendes Klagegeschrei an. Thränen flossen aus allen Augen und Alle riefen: „Wehe! wehe! mau! mau!“ Es war ein so allgemeines Wimmern und Heulen, daß keiner den andern mehr verstehen konnte. Vergebens war es, daß der galante Hinz, der ein sehr aufmerksamer Wirth war, Erfrischungen herumreichen ließ.

Die delikatesten Hühnergerippe und Häringsköpfe blieben unberührt, so hatte Traurigkeit alle Herzen erfüllt.

Da trat zu rechter Zeit durch die Dachluke ein stattlicher grauer Kater herein, um dessen Hals ein glänzender Orden hing. Es war der Kater Baunsch, und er stand mit einem Sprunge mitten in der Gesellschaft. Das Klagegeschrei war mit einem Male verstummt; alle Anwesenden stürzten ihm entgegen, und von allen Seiten ertönte ein freudiges „Miau! Miau! Willkommen, willkommen!" Wer ihm nahe stand fiel an seine Brust und umpfotete ihn. „Nun erzähle! erzähle!" ertönte es von allen Seiten. «Erzähle von Deiner Reise!"

Als der so bestürmte Baunsch endlich zu Worte kommen konnte, sagte er: „Da wäre viel davon zu sagen, meine Freunde! Aber wenn ich Euch Alles erzählen wollte, was ich gesehen und erfahren habe, brauchte ich viele Nächte dazu. Ihr müßt Euch gedulden, bis ich meine Reisebeschreibung in den Druck geben werde. Das soll bald geschehen und so lange müßt Ihr Geduld haben. Um jedoch Eure Neugier einigermaßen zu befriedigen, will ich Euch jetzt ein Bruchstück aus derselben mittheilen, als Vorschmack von dem, was Ihr zu erwarten habt."

„Bravo, bravo!" erscholl es aus allen Ecken, und Baunsch sprang auf eine leere Kiste, die dastand, um von Allen gesehen und gehört zu werden, und nachdem er etwas weniges gepustet und sich geräuspert und ein Schlückchen Häringslake geschlürft hatte, um sich die Kehle geschmeidig zu machen, begann er:

„Meine werthen Freunde! Es ist Euch Allen bekannt, daß gestern Nachmittag ich mich mit meinem Herrn, dem Luftschiffer Meister Zambeccari, in einen Luftballon setzte, um gemeinschaftlich mit ihm eine Luftreise in die höheren Regionen zu machen. Ich schweige von unserm Aufsteigen und könnte auch nur wenig davon mittheilen, da mir, bald nachdem wir uns etwas über die Erde erhoben hatten, so schwindelig wurde, daß ich die Augen fest zuschließen mußte. Ich bekam die heftigste Luftkrankheit, die in ihren Erscheinungen Vieles mit der Seekrankheit gemein hat, indem sie, wie diese, den Magen zu unwillkührlichen Ergüssen zwingt. Fast zwei Stunden lang hatte ich so im fürchterlichsten Katzen-

jammer zusammengekrümmt wie todt dagelegen, als Meister Zambeccari mich schüttelte und mir zurief: „„Nun, Baunsch, willst Du denn immer fort schlafen?““

„Ich öffnete die Augen und sah, daß wir hoch oben in der Luft schwebten. Meine Luftkrankheit war vorbei, und ich fühlte mich ganz wohl und munter. Ich sah herunter nach der Erde, konnte sie aber nicht eher auffinden, als bis mein Herr sie mir zeigte und mich durch sein Perspektiv nach ihr sehen ließ. Es war ein kleines schwarzes Pünktchen, nicht größer als ein Hühnerei, und es war mir unbegreiflich, wie ich auf derselben bisher Platz gehabt hatte; denn ich kann Euch auf Katerehre versichern, sie war nicht größer, als ein Hühnerei.“

„„Wenn Dir es recht ist, Baunsch,““ sagte jetzt Meister Zambeccari zu mir, „„so wollen wir zuerst einen Besuch auf der Sonne machen!““

„„Das ist mir eben lieb!““ antwortete ich; denn es fröstelte mich ein wenig in der kalten Luft, und wir stiegen in unserm Ballon immer höher und höher. Den Mond und einige hundert Sterne ließen wir links und rechts liegen, und segelten gerade auf die Sonne los. Es war beinahe Sonnenuntergang, als wir daselbst anlangten und unsern Anker auswarfen, und das war zu unserm Glück, denn wären wir früher gekommen, wir hätten es vor Hitze nicht aushalten können. Die Helligkeit war aber so groß, daß ich anfangs meine Augen nur halb öffnen konnte, so blendete mich das glänzende Licht.“

„Ei, was gab es da Alles zu sehen! Sperrt nur Eure Schnautzen und Nasen auf, Ihr Freunde, über das, was Ihr nun hören sollt! Und Pfote auf's Herz! es ist Alles die reine, lautere Wahrheit, was ich Euch berichte. Der Sonnenboden war so heiß, wie ein glühendes Eisen und glutroth. Ich getraute mich gar nicht eine Pfote auf den Boden zu setzen; sicherlich wäre ich gleich zu Asche verbrannt.“

„Da sprangen mit einem gewaltigen Sprunge zwei Sonnenkater in unsern Ballon. Es waren ein paar Zollbeamte, welche gekommen waren, den Ballon zu visitiren und zu untersuchen, ob wir keine verbotene Waare bei uns hätten, als z. B. Katzenfallen, Tellereisen, Schwanenhälse und

ähnliche mörderische Fanginstrumente. Als sie mich aber erblickten, erkannten sie mich gleich für einen der Ihrigen, reichten mir auf die freundlichste Weise ihre Pfoten und boten mir ihre Dienste an."

„„Wollen Sie denn nicht näher kommen, verehrter Fremdling?"" frug mich einer der Zollkater, und ich erwiederte ihm: „„O wie gern! Aber ich bin barpfotig und fürchte mich zu verbrennen.""

„„Das ist auch wahr!"" entgegnete der Kater, und er sprang fort und kam bald mit zwei Paar Pantoffeln zurück, die er mir an die Pfoten zog. Die Pantoffeln paßten mir wie angegossen und sie hatten Sohlen von Eis, welches so künstlich gearbeitet war, daß es nicht schmolz und die Pfoten immer kühl hielt."

„Ich frug den Meister Zambeccari, ob er nicht mit mir kommen wolle, sich die Sonne näher zu besehen; er scheute jedoch die große Hitze und fürchtete, seine Stiefeln, die er erst vor kurzem neu hatte besohlen lassen, zu versengen auf dem glühenden Boden. Deshalb zog er es vor, zurückzubleiben, versprach mir aber, in seinem Ballon zu warten, bis ich zurückkehren werde."

„Mit einem Sprunge stand ich auf dem Sonnenboden und erblickte nun Dinge, von denen ich mir nie etwas hatte träumen lassen, selbst nicht nach dem Genusse einer doppelten Portion Katzenmünze."

„Die Sonnenscheibe ist ein großer runder Teller von hellpolirtem Messing, unter welchem beständig ein großes loderndes Feuer unterhalten wird, woher die große Hitze kömmt. Jede hundert Schritte steht ein mächtig großer Baum, der statt der Blätter lauter Lampen trägt, in die aus den Aesten des Baumes beständig Oel zufließt. Alle diese Tausende von Lampen brennen, so lange es Tag seyn soll; soll aber die Sonne untergehen, so werden sie ausgelöscht. Vor Allem müßt Ihr aber wissen, daß auf der Sonne keine Menschen leben. Sie ist ein großes Katzenreich, welches von einem großmächtigen König regiert wird. Für das Katzengeschlecht ist aber Alles so vortrefflich eingerichtet, daß es nicht besser zu wünschen ist und daß man sich nicht genug darüber wundern kann. Es ist hier immer warm, es regnet niemals, und Kälte und Schnee kennt man nicht einmal dem Namen nach."

„Nun hört nur weiter! Als ich auf die Sonnenscheibe sprang, hatten sich bereits mehrere Kater und Kiezen eingefunden, die mich Alle auf das freundlichste begrüßten, und als ich ihnen sagte, daß mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer seyn könne, so bemühten sie sich, mir in der Geschwindigkeit einige ihrer Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Es wurde ein kleiner Spaziergang vorgeschlagen, was mir sehr angenehm war.“

„Die weite Reise hatte mich jedoch etwas angegriffen, und ich empfand nach der überstandenen Luftkrankheit einen beträchtlichen Durst und Hunger. Ich sagte dieß meinen Begleitern gerade zu, denn unter Freunden muß man aufrichtig seyn; aber sie verstanden mich nicht, da sich die Worte Durst und Hunger nicht in ihrer Sprache befinden, indem sie diese Bedürfnisse gar nicht kennen, so vortrefflich ist ihr Reich geordnet. Ich suchte deshalb mich ihnen durch Zeichen verständlich zu machen, und das gelang mir auch zuletzt, und sie riefen: „„Da wollen wir gleich helfen!““

„Wir gingen eine Strecke weiter und standen bald am Ufer eines kleinen Sees. Statt des Wassers enthielt derselbe weiße süße Milch, auf der zu oberst eine Kruste von dicker fetter Sahne schwamm statt der Meerlinsen und Wasserfäden, und statt des Schlammes befand sich auf dem Boden ein dicker Satz von weißem Zucker. Wer Lust zu trinken hatte, bückte sich nieder und schlürfte von dem süßen Getränke so viel er wollte, und das that auch ich, und fühlte mich schnell erquickt und gestärkt. Wir setzten darauf unsern Gang fort und kamen an mehrere kleine Seen oder Teiche, deren einige mit Milchbrei, andere mit Hirsebrei gefüllt waren. Statt der Weiden und Ellern, wie es hier zu Lande der Fall ist, waren ihre Ufer eingefaßt mit einer ganz eigenen Art von Bäumen. Die Blätter derselben waren Zwiebacke und Biscuits, und statt der Früchte hingen Würste und Schinken und Gänse- und Hühnerbraten an denselben. Jeder, der Appetit zu dem einen oder andern hatte, durfte nur zulangen. Zwischendurch schlängelte sich ein Bach, in welchem eingesalzene Häringe lustig herumschwammen; in andern plätscherten gesottene Karpfen und Hechte, und hoben ihre Köpfe über das Wasser empor, so daß sie leicht zu ergreifen waren. Rechnet man noch dazu, daß ganze Schwärme gespickter

und gebratener Tauben herumflogen, nach denen man nur die Tatze auszustrecken brauchte, um sie zu fangen, so war für den Appetit eines Jeden gesorgt, und ich konnte diese vortrefflichen Anstalten nicht genug bewundern."

„I! i! Miau! miau!" riefen die meisten der Zuhörer, und der Mund lief ihnen voll Wasser.

Baunsch ließ sich aber nicht irre machen, und fuhr in seiner Erzählung fort: „Wir wollten nun weiter nach einem Gemüsegarten gehen, in welchem die feinsten Gemüse gleich gesotten und gekocht aus der Erde wachsen, als eine Botschaft von dem Könige ankam, der meine Ankunft erfahren hatte und mich zu sprechen wünschte. Zwei Kammerherren, ein Paar großer Cyperkater, jeder mit einem Kammerherrnschlüssel geschmückt, die mir die Botschaft überbracht hatten, erboten sich, mich zu Seiner Majestät zu begleiten, und wir machten uns sogleich auf den Weg. Durch einen anmuthigen Felsengang, dessen Wände mit Hirschschädeln und deren großen Geweihen verziert waren, gelangten wir in den Palast, eine offene Höhle. Es war dieß nur die Familienwohnung des Königs, und man sah weder einen Thron, noch sonstige königliche Pracht in derselben. Auf einer ausgebreiteten Hirschhaut lag der König, ein großer Löwe, in halbsitzender Stellung, und neben ihm seine Gemahlin, die Königin, eine liebliche Tigerin mit hellgelbem schöngestreiftem Fell, welche sich zärtlich an ihn schmiegte. Jedes von ihnen hatte eine goldene Krone auf dem Haupte, und der König einen großen Stern auf der Brust. Zu ihren Füßen spielten ihre beiden Kinder, ein Prinzchen und eine kleine Prinzessin, mit dem Reichsapfel und dem Zepter, und hinter dem Königspaare saß ein Affe und wedelte ihnen mit einem Pfauenschweife Kühlung zu, während andere Affen, auf einem überhängenden Baume sitzend, die Violine und Flöte spielten, wozu ein großer Uhu sang."

„Der König empfing mich sehr gnädig und leutselig und frug mich über meine Reise und über die Verhältnisse der Erde. Ich erstattete ihm über Alles Bericht, so gut ich vermochte, was er sehr gnädig aufnahm. Glücklicher Weise hatte ich in meiner Reisetasche einiges Spielzeug mit-

genommen, und überreichte dem Prinzchen und der Prinzessin eine Klappermühle und eine Knarre. Diese Spielwerke ergötzten die beiden Königskinder so sehr, daß sie deckenhoch sprangen, zu der Königin Mutter liefen, um sie ihr zu zeigen, und die Königin war selbst darüber so erfreut, daß sie mir ihre zarte Tatze zum Kusse darreichte."

„Jetzt zog der König seine goldene Repetiruhr aus der Tasche und sagte: „„Es ist Zeit, die Sonne untergehen zu lassen. Ausgelöscht!"" Er brüllte das letzte Wort so stark, daß man es auf der ganzen Sonne hörte, und sogleich kletterten die vielen Tausende von Lampenwärtern auf die Bäume und löschten die Lampen aus. Da dieß jedoch bei ihrer großen Menge nicht mit der gehörigen Vorsicht geschehen konnte, so glimmten und dampften viele derselben eine Zeitlang fort. Der Rauch war aber schön rosenroth gefärbt, und so nennt man unten auf der Erde dieses Dampfen die Abendröthe. Und so ist es auch des Morgens, wenn die Lampen wieder angezündet werden und nicht gleich brennen wollen, was wir die Morgenröthe nennen."

„Bei der Beleuchtung und Heizung sind, wie gesagt, viele tausend Katzen angestellt, welche sie zu besorgen haben, und diese haben wegen der großen Hitze ihre Pelze abgelegt und laufen zu ihrer Bequemlichkeit ohne Haut, ganz nackt und bloß herum, was freilich nicht ganz schicklich ist."

„Der König entließ mich jetzt auf das Huldvollste, und war so zufrieden mit meinem Berichte, daß er mir mit hocheignen Pfoten den rothen Mäuseorden um den Hals hing, und befahl, mir vor meiner Abreise seinen Jagdpark zu zeigen. Dieß geschah, und ich lernte wieder so viel Merkwürdiges kennen, daß ich viele Wochen nöthig hätte, Alles, was ich sah, zu erzählen. Nur so viel sei erwähnt, daß in dem Parke die wunderbarsten Bäume und Blumen standen. Da war unter andern ein dichtes Gebüsch von Katzenmünze und Baldrian, welches einen Sonnenblumenwald begrenzte; die Blumen waren so groß wie Wagenräder und ihre Stengel wie Eichbäume. Der Wald war belebt von Hirschen und Rehen und wilden Schweinen, und hier pflegte der König seine Jagden zu halten. Wie man mir erzählte waren diese Jagden auf das Prächtigste ein-

gerichtet und der König selbst ein vortrefflicher Schütze. Findet eine solche Jagd auf der Sonne Statt, so sagt man einfältiger Weise unten auf der Erde, es sei ein Gewitter; jeder Schuß erscheint unten als ein Blitz, und der Knall als Donner; den Pulverdampf nennt man Wolken und das Jagdgeschrei Windesgeheul."

„Wir gingen nun weiter, kamen, nachdem wir den Park verlassen hatten, an mehrern tiefen, dunkeln Höhlen vorbei, in denen die Ochsen, Schweine und Schafe für die Hofküche gemästet wurden, die man auch auf der Erde sehen kann und Sonnenflecken nennt, und standen am Fuße eines ungeheuer hohen Berges, welcher aus einem einzigen großen, hellpolirten Spiegel bestand, mit Tausenden von Lampen behängt. Ein Glück für mich, daß die Lampen bereits ausgelöscht waren, ich wäre sonst gewiß erblindet, da meine Augen an den hellen Glanz, welchen der Spiegelberg zurückstrahlt, nicht gewöhnt waren. Obgleich die Erde so weit von der Sonne entfernt ist, so kann man ja nicht einmal in dieser Entfernung in die Sonne sehen, ohne daß einem die Augen von Thränen überlaufen."

„Meine Begleiter luden mich ein, mit ihnen den Spiegelberg zu ersteigen, von dessen Gipfel man eine herrliche Aussicht genösse; aber zu rechter Zeit fiel mir Meister Zambeccari ein, den ich über all' den Herrlichkeiten ganz vergessen hatte. Ich beeilte mich deshalb an das Sonnenufer zu kommen, wo unser Ballon vor Anker lag, und langte gerade daselbst an, als Zambeccari im Begriff war, den Anker zu lichten und abzusegeln."

„„Nun, Du bist mir auch der Rechte!"" rief er mir ganz erzürnt entgegen; „„der Bursche denkt gar nicht an die Rückkehr und läßt mich hier in der Luft schweben und vor Langweile und vor Hunger fast vergehen! So eben wollte ich absegeln, da mir aller Proviant ausgegangen ist!""

„Ich suchte den erzürnten Meister zu besänftigen und brachte ihm einige Milchsemmeln, einen Gänsebraten und einen Schinken mit, den ich unterwegs im Vorbeigehen von den Bäumen abgepflückt hatte, worüber er sehr erfreut war und sich die leckern Gerichte wohlschmecken ließ. Nach-

dem er sich gesättigt, lichteten wir den Anker und flogen wieder ins Weite. Wir machten einen Besuch auf dem Monde und auf mehrern Sternen, unter andern auf dem großen Bären, der uns, als wir vorbeifahren wollten, so freundlich zuwinkte und uns einlud, daß wir seinen Bitten nicht widerstehen konnten. Es würde aber zu weit führen, dieß Alles jetzt zu erzählen, und ich verweise Euch, meine Freunde, auf meine Reisebeschreibung, in der Ihr Alles genau nachlesen könnt. Deshalb für jetzt nur noch einige Worte über meine Rückkehr zur Erde."

„Ich hatte mich bei meinem Besuche auf der Sonne so erhitzt und es war mir so warm unter meinem Felle, daß ich auf der fernern Reise und bei unserm Aufenthalte auf dem kühlen Monde und den Sternen beständig fröstelte und fürchten mußte, einen tüchtigen Katarrh zu bekommen. Ich bat deshalb meinen Begleiter, den Rückweg auf die Erde anzutreten. Der hatte aber noch keine Lust dazu, und er schlug mir vor, da er für meine Gesundheit besorgt war, mich mit dem Fallschirme, den wir bei uns führten, auf die Erde niederzulassen, auf welche Weise ich daselbst viel schneller ankommen würde, als auf dem Ballon. Ich entschloß mich um so eher dazu, als ich mein Wort gegeben hatte, bei dieser achtbaren Assemblée zu erscheinen, und ein ehrlicher Kater muß stets Wort halten. Ich setzte mich deshalb in den Fallschirm und mein Begleiter schnitt die Schnur ab, die den Schirm mit dem Ballon verband. Mit reißender Schnelligkeit stürzte ich hinab, und ich fürchtete den Hals zu brechen bei meiner Ankunft auf der Erde. Als ich jedoch so einige Meilen hinabgestürzt war, entfaltete sich der Fallschirm und drehte sich mit mir wie ein Kreisel, und so schwebte ich ganz gemächlich hinab und erreichte wohlbehalten. . ."

„I!" erscholl es jetzt aus der Versammlung, und diesem Schrei folgte ein kicherndes Gelächter. Alle sahen sich danach um und erblickten einen schmucken jungen Kater, der die liebliche Liddy umarmt hielt, mit ihr schäkerte und ihr Küsse auf den Mund drückte, weshalb sie geschrien hatte. Mit einem Blicke hatte Hinz erkannt, was da vorging, und mit einem Sprunge saß er dem verliebten jungen Kater auf dem Halse, puffte, kratzte und biß ihn in seiner Eifersucht, daß Haare und Stücken Fell herumflogen und der Fußboden mit Blut befleckt war. Auf das jäm-

merliche Geschrei des jungen Katers sprangen dessen Verwandte und Freunde zu seiner Vertheidigung herbei, und fielen über den eifersüchtigen Hinz her, dem wieder seine Freunde beisprangen. In einigen Minuten war die Katzbalgerei allgemein; Jeder kratzte und biß blind gegen Freund und Feind um sich herum, und auch die arme Liddy bekam ihr gutes Theil; denn die neidischen Katzenfräulein fielen über sie her, rissen ihr das schöne Taffetkleid vom Leibe und richteten sie durch Kratzen und Beißen schrecklich zu.

Der Kampf war jetzt auf den höchsten Gipfel der Erbitterung gestiegen und das Geheul und Geschrei war so groß, daß alle Hunde in der ganzen Gasse erwachten und durch Bellen und Heulen mit einstimmten. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür der Bodenkammer und der Bediente des Bürgermeisters trat, bewaffnet mit einer großen Hetzpeitsche, herein. Er war durch den Lärm, das Heulen und Schreien aus dem Schlafe geweckt worden, und hieb nun mit seiner Peitsche blindlings unter die Kämpfenden. Himmel! was gab es da für Hiebe! Nur Wenige gingen leer aus, und die Versammlung stob aus einander und Jeder suchte sich durch die Flucht zu retten. Einige sprangen durch die Dachluken, andere suchten die Dachsparren zu erreichen und noch andere verkrochen sich unter die Simse. In einigen Minuten war von der ganzen Gesellschaft nichts mehr zu sehen, als Büschel ausgerissener Haare, Stücken Fell und Blutspuren, und die Ruhe war völlig wiederhergestellt.

Wir haben aber so lange nichts von der guten Jungfer Kunigunde gehört, die, wie wir wissen, sich hatte zu Bette legen müssen wegen des gehabten Aergers, daß es Zeit wird, uns nach ihr umzusehen. Ach, das arme Gundchen lag hart und fest danieder. Sie hatte ein Gallenfieber bekommen und war viele Tage lang ohne Bewußtsein. Ein Glück war das für die enttäuschte Liddy, welche nach Verlauf von acht Tagen unbemerkt von ihr in dem traurigsten Zustande zu dem eben offenen Fenster hereinschlich. Sie war abgemagert und ohne alle Bekleidung, ihr zartes Fell war zerrissen und ihr sonst so schönes Haar verwildert und mit Blut befleckt. Die Katzenmutter Mina machte einen Sprung vor Entsetzen, als sie sie erblickte, und rief ihr entgegen: „Um des Himmels willen, wo

kömmst Du her, und wie siehst Du aus! Da hast Du es nun selbst erfahren, was ich Dir vorher gesagt habe!"

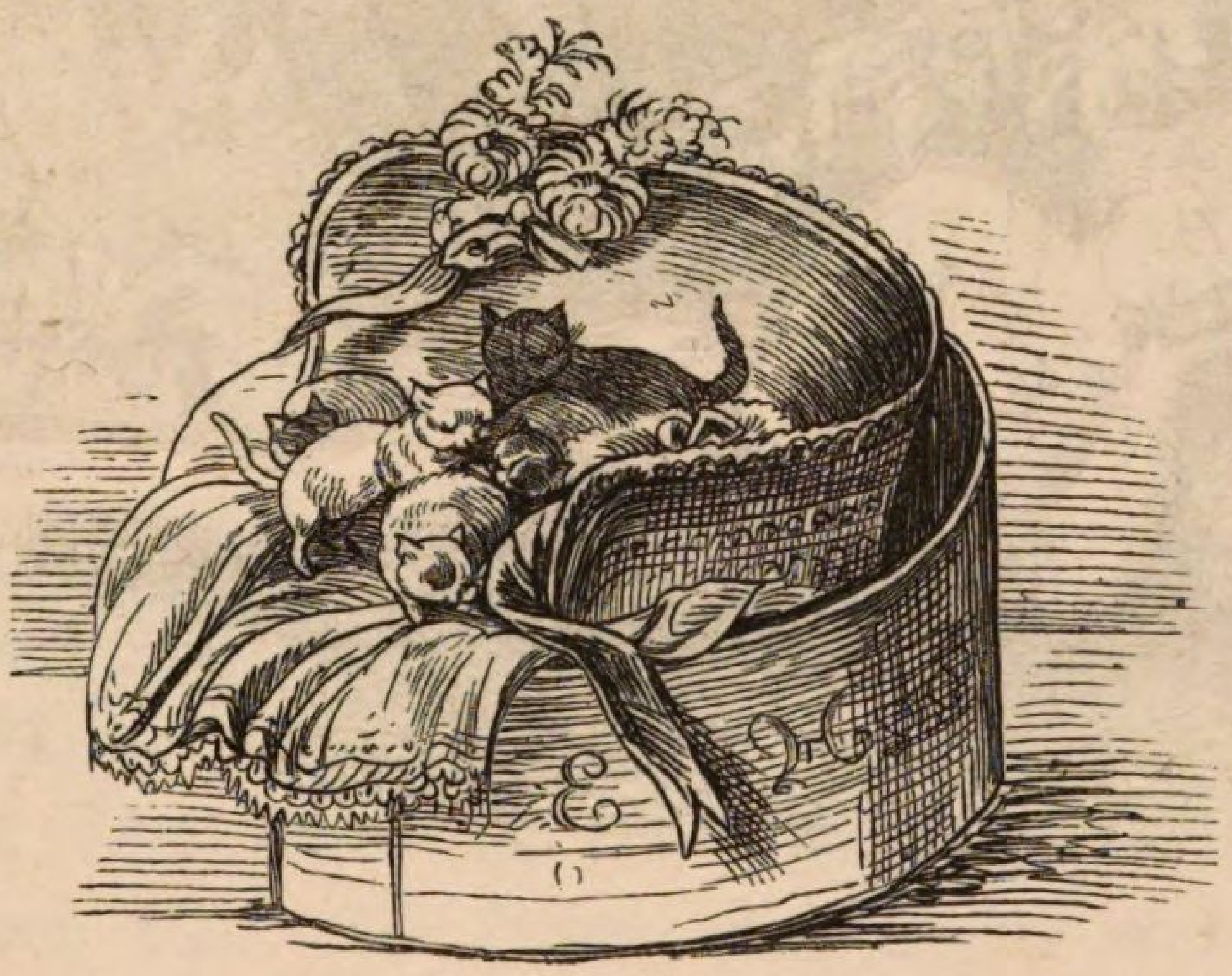
Unter vielen Thränen und Schluchzen erzählte nun Libby ihrer Mutter, was ihr Alles begegnet war während der acht Tage ihrer Abwesenheit. Sie hatte Hunger und Durst gelitten, da sie nicht daran gewöhnt war, eine Maus zu fangen, und ihr Geliebter, der ihr anfangs so sehr geschmeichelt, hatte sie gemißhandelt, und zuletzt von sich gestoßen und fortgebissen, da ihm eine andere Katzenjungfrau besser gefallen hatte. Wie gesagt, es war ein Glück für sie, daß sich Jungfer Kunigunde in einem Zustande befand, der ihr nicht erlaubt hatte, ihre Abwesenheit und jetzt ihre Rückkehr zu bemerken.

Nach einiger Zeit kam jedoch Jungfer Kunigunde wieder etwas zu Kräften und zeigte wieder einige Theilnahme für das, was um sie her vorging. Als sie Libby in ihrem traurigen Zustande erblickte, rief sie aus: „Aber Du mein Himmel! Wie siehst Du denn aus, Libby? Man sieht es wohl, daß ich mich um nichts habe bekümmeru können! Ihr habt es gewiß recht schlecht gehabt und habt rechte Noth gelitteu, Ihr armen Kinder, und der Mops ist gar gestorben!"

Libby erholte sich indessen von Tag zu Tag und wurde wieder dick und rund, und nach acht Wochen war auch Jungfer Kunigunde so weit wieder hergestellt, daß sie ihren ersten Ausgang machen und eine ihrer Kaffeeschwestern besuchen wollte. Sie zog sich, wie sonst, stattlich an, stieg auf einen Stuhl und langte ihre papperne Hutschachtel von dem Kleiderschranke herunter, auf welchem sie gewöhnlich ihren Platz hatte. Aber hilf Himmel! als sie hineinblickte, da lag Libby in derselben auf dem Sommerhute und unter ihr vier junge Kätzchen, welche noch blind waren. Libby hatte ihr Wochenbette in der Schachtel aufgeschlagen.

Vor Entsetzen ließ Gundchen die Schachtel auf die Erde fallen, und hatte kaum Zeit, die Worte: „Liederliche Dirne!" herauszustoßen, als sie vom Schlage gerührt todt zu Boden sank. Als man ihr Testament öffnete, fand man, daß sie für ihre Katzen und übrigen Thiere ein Vermächtniß

gemacht hatte, nach welchem dieselben, ein jedes bis an seinen Tod, gewartet und verpflegt werden sollten, wie bei Lebzeiten der Jungfer Kunigunde. Und an dieser Wohlthat nahm auch Liddy Theil, obgleich sie es nicht verdient hatte, da Jungfer Kunigunde ihren Namen gewiß in dem Testamente würde ausgestrichen haben, wenn sie nicht so plötzlich gestorben wäre.



Das Heimchen.

Es war einmal ein Graf und eine Gräfin, die hatten schon zehn Jahre lang in Liebe und Einigkeit mit einander gelebt. Sie besaßen viel Geld und Gut, Schlösser und Meiereien und viele Aecker und Wiesen und Wälder, und hatten Alles, was ihr Herz sich nur wünschen konnte die Hülle und die Fülle. Da hätte man nun glauben sollen, sie lebten so recht zufrieden und glücklich, wie die Engel im Himmel; aber so lebten sie nicht, denn es fehlte ihnen doch etwas, und gerade das Beste. Sie hatten keine Kinder, und gute Kinder sind mehr werth, als alles Geld und Gut.

Das fühlten der Graf und die Gräfin, und sie waren deshalb recht betrübt, wenn sie daran dachten, am meisten der Graf, der sich so sehr darüber härmte und grämte, daß er ganz hinfällig wurde vor Gram. „Was hilft mir,“ sagte er, all mein Geld und Gut, da ich keine Kinder habe, denen ich es einmal hinterlassen kann, wenn ich sterbe! Jeder Bauersmann, der Kinder hat, ist glücklicher als ich!“

Und da hatte der gute Graf ganz Recht, und der Gräfin ging es sehr zu Herzen, da sie den Grafen so sehr lieb hatte.

Einsmals waren nun einige vornehme Damen bei der Gräfin zum Kaffee, und unter ihnen befand sich auch eine Fee, mit der die Gräfin von Jugend auf bekannt war. Diese nahm die Gräfin bei Seite und sagte zu ihr: „Meine liebe Fee, ich habe ein großes Anliegen und eine große Bitte an Dich!“ denn sie nannten sich einander Du, da sie sich von Jugend auf kannten. „Du weißt es, daß ich keine Kinder habe, und daß mein Gemahl darüber zu Grunde geht. Du bist so mächtig, daß Du mir helfen kannst, wenn Du willst. Schaffe mir doch ein Kind, dann ist uns geholfen und wir sind glücklich und zufrieden. Mehr wünschen wir ja gar nicht.“

Die Fee schüttelte den Kopf und sagte: „Meine liebe Freundin, die Menschen wissen selten, ob das gut für sie ist, was sie sich wünschen, und Du weißt es auch nicht. Die Geburt eines Kindes wird Dir den Tod bringen, und Dein Kind wird viel zu leiden haben in seiner Jugend, und ich habe nicht Macht genug, all das Unglück von ihm abzuwenden, das es treffen wird. Nimm deshalb Deine Bitte zurück!“

Die Gräfin liebte aber ihren Gemahl so sehr, daß sie gern sterben wollte, wenn er nur glücklich und zufrieden wäre, und so bat sie so lange, bis endlich die Fee ihren Bitten nachgab und sagte: „Dein Wunsch soll erfüllt werden!“

Wer war da glücklicher, als die Gräfin! Es dauerte auch nicht lange, da fing sie an zu kränkeln und mußte sich zu Bette legen, und nach neun Monaten brachte sie ein Kind zur Welt. Das Kind war ein Knäbchen, so schön, wie man noch nie eines gesehen hatte, schön wie der klare Tag. Es hatte große dunkelblaue Augen und schwarze Härchen, und auf

dem Rücken zwischen den Schultern die Zeichnung eines goldgelben Krönchens.

Seine Mutter war aber so schwach, daß sie fühlte, es sei aus mit ihr und sie müsse sterben. Sie ließ deshalb ihre alte Amme schnell herbeirufen, und empfahl derselben ihr Söhnchen; sie hatte aber noch nicht ausgeredet, als sie die Augen schloß und starb. Ihr Tod war so schnell gekommen, daß sie nicht einmal Zeit gehabt hatte, von ihrem geliebten Gemahle Abschied zu nehmen, da er eben auf der Jagd war.

Die Gräfin war nun todt und der Graf auf der Jagd; da überkam die alte Amme ein böser Gedanke. Sie hatte eine Tochter, welche an einen Stallknecht des Grafen verheirathet war und erst gestern einen Sohn geboren hatte. „Jetzt könntest Du für Dein eigen Fleisch und Blut sorgen! Wenn Du die beiden Knaben vertauschtest, so wäre das Glück Deines Enkels für immer gemacht; denn Niemand wüßte um den Tausch. Jeder ist sich ja selbst der Nächste!“

So dachte die böse Amme; und wie gedacht, so gethan. Sie holte ihren kleinen Enkel im geheim herbei, hüllte ihn in die feinen Windeln und zog ihm die feinen Kleiderchen an, und den kleinen Grafen trug sie hinüber zu ihrer Tochter, ohne daß es Jemand bemerkte. Ihr Enkel war aber ein recht häßliches Kind; es hatte kleine graue Augen, einen Mund, der von einem Ohre bis zum andern reichte, und rothe, borstige Haare. Zwischen seinen Schultern hatte er ein rothes Feuermahl, das einem Hufeisen glich, auf derselben Stelle, wo sich bei dem kleinen Grafen das goldene Krönchen befand.

Nun lag der Sohn des Stallknechtes in der vergoldeten Wiege, und der Sohn des Grafen auf einigen Lumpen in einem Backtroge, der zur Wiege dienen mußte, da der Stallknecht keine Wiege hatte.

Als der Graf von der Jagd nach Hause kam, erfuhr er, was sich zugetragen hatte, und so sehr ihn der Tod der Gräfin betrübte, so sehr erfreute ihn die Geburt eines Sohnes. Er wurde zugleich von Schmerz und von Freude so bestürmt, daß er mit dem einen Auge weinte, so daß ihm die Thränen herabliefen, und mit dem andern lachte; das war aber recht grauerlich anzusehen. In seinet Freude sah der gute Graf gar nicht, wie

häßlich das Kind war, das man für das seinige ausgab; er nahm es aus der Wiege und herzte und küßte es.

Die betrügliche Amme zeigte ihm das rothe Hufeisen, welches das Kind zwischen den Schultern hatte, und sagte, das wäre eine Krone, welches die hohe Abkunft des Kindes bewiese. Und das glaubte ihr auch der Graf, weil alle Knaben in seiner Familie, und auch er selbst, ein Krönchen mit auf die Welt gebracht hatten.

Nachdem die verstorbene Gräfin mit vielem Pompe und unter vielen Thränen des Grafen in der Kapelle des Schlosses begraben war, wurde der falsche kleine Graf getauft und erhielt den Namen Ruprecht, und der wirkliche kleine Graf wurde auch getauft und Otto genannt.

Nun nahm die Noth des wahren Grafensohnes ihren Anfang. Er mußte den ganzen Tag lang in seinem Backtroge liegen, und Niemand bekümmerte sich um ihn, und wenn er weinte und schrie, bekam er die Ruthe. Der kleine Stallgraf wurde aber gewartet und gepflegt, und bekam Alles, was er nur verlangte, und die Ruthe kannte er gar nicht. Beide Kinder wuchsen aber heran. Wenn der Ruprecht Hunger hatte, so bekam er Kuchen und Zucker und Pfeffernüßchen, der wirkliche kleine Graf erhielt aber nur ein Brodrindchen, das er oft kaum beißen konnte, so hart war es. Dafür hatte er aber auch Zähnchen so weiß wie Elfenbein und so scharf wie Messerklingen, Ruprecht dagegen hatte schwarze Zähne, die ihm immer wehthaten.

Als Ruprecht zwölf Jahre alt geworden war, sollte er etwas lernen und es wurde ein Hofmeister angenommen, der ihn unterrichten sollte. Er hatte aber gar keine Lust, etwas zu lernen, zerriß die Bücher und die schönen Bilder, die er bekam, und war gegen seinen Lehrer so unartig und boshaft, daß dieser nach einiger Zeit das Schloß verließ, da er nichts mit dem bösen Buben zu thun haben wollte, der in seiner Bosheit ihm alles nur erdenkliche Herzeleid anthat. Der böse Knabe lief lieber den ganzen Tag müßig herum, peitschte die Hunde, oder jagte die Hühner und Enten. Am liebsten war er aber im Pferdestalle, wo er die Pferde striegeln und bürsten half, oder ihnen Hafer in die Krippe schüttete und

Heu auf die Raufe steckte. Das hatte er gewiß von seinem Vater geerbt, der, wie Ihr wißt, ein Stallknecht war.

Der kleine Otto wäre gern in die Schule gegangen, um etwas zu lernen; er durfte aber nicht, weil er arbeiten sollte. Er wurde in die Küche gethan und mußte da Wasser und Holz herbeitragen, und Feuer anzünden, und den Bratenwender drehen, und durfte sich nicht umsehen, sonst bekam er Schläge. Da hatte es das arme Kind, das doch ein ordentlicher Graf war, recht schlimm, und seine Hände waren oft blutig und voller Schwielen von der schweren Arbeit, und sein Rücken voller Striemen von den vielen Schlägen, die er bekam. Er mußte auch in der Küche auf der Erde auf einem Bündel Stroh schlafen, und das war so hart, daß er oft nicht einschlafen konnte und die halbe Nacht hindurch wachte und weinte. Da kam immer ein Heimchen unter dem Herde hervor, wo es seine Wohnung hatte, und zirpte und sang ihm Liederchen vor, so daß er doch zuletzt einschlief. Er hatte aber auch das gute Heimchen recht lieb und streute ihm aus Dankbarkeit jeden Abend ein Bißchen Mehl hin, damit es keinen Hunger leiden sollte; und das merkte das Heimchen gar wol.

Eines Tages ging einmal der alte Graf durch die Küche und sah den Knaben, von dem er nicht wußte, daß er sein Sohn war. Der kleine Otto mußte eben den schweren Bratenwender drehen, und der Graf blieb lange bei ihm stehen und war ganz erstaunt über die Schönheit des Kindes, das seiner verstorbenen Gemahlin so ähnlich war. Er frug, wessen Kind der Knabe sei, und sagte dann: „Diese Arbeit ist zu schwer für das schwache Kind! Das ist keine Beschäftigung für einen so kleinen Knaben! Er soll morgen zu mir kommen und der Spielgeselle meines Sohnes seyn, der ohnehin keinen Umgang hat.“

Das war aber ein Todesschreck für die alte Amme, als sie es hörte. Sie fürchtete, daß es entdeckt werden möchte, wessen Sohn der kleine Otto sei, und sie sann sogleich auf neue Ränke.

Als sich Abends Otto auf sein Stroh gelegt hatte, um zu schlafen, kam wie gewöhnlich das Heimchen unter dem Herde hervor und sagte zu ihm: „Mein guter Otto, Du darfst nicht länger hier bleiben. Sie

wollen Dich morgen früh in den tiefen Wald führen, wo Dich die wilden Thiere fressen sollen. Geh' Du aber nur getrost mit und habe keine Furcht! Ich werde mich unter Deinen Rockkragen setzen und mit Dir gehen, und will Dir dann schon weitern Rath geben."

Otto glaubte, er habe geträumt, da er das Heimchen früher niemals hatte sprechen hören; aber am nächsten Morgen kam die alte Amme und sagte zu ihm: „Otto, Du mußt sogleich mit in den Wald fahren, wo Du Holz zusammenlesen sollst. Sei aber fleißig, damit Du keine Schläge bekömmst, wenn Du faul gewesen bist!"

Nun merkte er wol, daß das Heimchen die Wahrheit gesagt hatte. Die böse Amme sagte aber zu dem Grafen, der Küchenjunge wäre in der Nacht davongelaufen, weil er sich gefürchtet hätte, auf das Schloß zu gehen. Und damit mußte sich der alte Graf zufrieden geben.

Otto setzte sich auf den Wagen, auf welchem er mit in den Wald fahren sollte, und nun ging die Reise fort, tief, tief in den wilden Wald hinein, wo zuletzt gar kein Weg mehr zu sehen war. Da hieß ihn der Fuhrknecht absteigen, und fuhr weiter, und sagte, er werde ihn Abends wieder abholen, er solle nur recht fleißig seyn.

Als der Fuhrmann so weit fort war, daß man ihn nicht mehr sehen konnte, kroch das Heimchen aus Otto's Kragen hervor, wo es bis jetzt ganz stille gesessen hatte, und sagte: „Nun müssen wir uns fortmachen, folge mir nur nach!" Und es flog immer eine kleine Strecke voraus, und setzte sich dann nieder, bis Otto ihm nachgekommen war, und wenn er es in dem dichten Gestrippe nicht sehen konnte, so rief es: „Schrill, schrill, schrill!" und Otto ging seiner Stimme nach.

Als es anfing Nacht zu werden, legte sich Otto unter einen Eichbaum auf das weiche Moos nieder und schlief bald ein, denn so weich hatte er in seinem Leben noch nicht gelegen. Das Heimchen setzte sich aber neben ihn und hielt Wache. Da kam in der Nacht ein großer grimmiger Wolf herbeigelaufen, und als er den Knaben unter dem Eichbaume liegen und schlafen sah, wollte er eben einen großen Sprung thun, um ihn zu packen und zu fressen, als das Heimchen laut zu singen anfing:

„Schrill, schrill, schrill!
Wolf, gleich stehe still!
Das ist des edlen Grafen Sohn,
Laß' von ihm ab, mach' Dich davon,
Sonst wartet Deiner schlechter Lohn!
Schrill, schrill, schrill!
Wolf, gleich stehe still!"

Und der grimmige Wolf stand wie festgezaubert, bückte sich tief vor dem schlafenden Kinde und trabte dann schnell davon, ohne ihm ein Leid anzuthun.

Nach einiger Zeit kam ein wilder Eber angeschnaubt und wetzte seine großen Hauer, und wollte über den schlafenden Otto herfallen. Da sang das Heimchen wieder:

„Schrill, schrill, schrill!
Eber, stehe still!
Das ist des edlen Grafen Sohn,
Laß' von ihm ab, mach' Dich davon,
Sonst wartet Deiner schlechter Lohn!
Schrill, schrill, schrill!
Eber, stehe still!"

Und der Eber stand, wie angenagelt, verneigte sich und lief in den Wald hinein. Der kleine Otto hatte aber von dem allen nichts gehört, so sanft und fest schlief er auf dem weichen Moose.

Als es Tag geworden war, trieb das Heimchen zum Weitergehen, und Otto brach sich von einem Haselnußstrauche einen Stecken ab, um sich auf denselben zu stützen, denn er war das lange Gehen nicht gewohnt und vom gestrigen Wege noch sehr ermüdet. So wurde den ganzen Tag lang fortgegangen, und Otto pflückte die Beeren ab, die am Wege standen, um sich mit denselben seinen Hunger und Durst zu stillen, da er sonst nichts zu essen und zu trinken hatte.

Die Sonne wollte eben untergehen und es war schon recht dämmerig in dem dicken Walde, als zwei Männer dem kleinen Otto entgegenkamen. Sie sahen beide recht wild aus mit ihren großen Bärten,

hatten große Schwerter umgeschnallt und in ihren Gürteln staken Dolche und Messer. Otto erschrak, als er die wilden Männer erblickte, und wollte sich hinter einem Busche verbergen. Sie hatten ihn aber schon gesehen, und der eine rief ihm zu: „Heda, Bürschchen! Wohin des Weges?"

Zitternd antwortete Otto: „Ich suche eine Herberge!"

„Höre Du, Bürschchen!" sagte der Mann, „Du siehst mir gerade so aus, als ob Du Deinen lieben Aeltern davongelaufen wärest! Nun, das thut nichts; ich hab's eben so gemacht. Hier gibt es weit und breit kein Wirthshaus; Du kannst aber mit in unsere Wohnung kommen!"

Otto wagte nicht Nein zu sagen, denn er fürchtete sich so sehr, die beiden Männer nahmen ihn in ihre Mitte, und so ging es immer tiefer in den Wald hinein, in die Kreuz und in die Quere, über Stock und Stein, bis sie zuletzt an einer Felswand still standen. Der eine der Männer that einen lauten Pfiff, da rollte eine große Platte der Felswand auf die Seite, und sie traten in eine Höhle, die tief in den Felsen hineinging und sich zuletzt in eine große gewölbte Halle erweiterte. Das war aber eine Räuberhöhle und viele Räuber saßen an Tischen umher und zechten und fluchten, und an den Wänden hingen Schwerter und Dolche und Waffen aller Art.

„Was bringt Ihr denn da für ein Kind! was soll der Knirps hier? Der ist überflüssig! Soll ich ihm den Schädel einschlagen?" fragte einer der Räuber, und der arme Otto zitterte wie ein Espenlaub vor Furcht.

„Laß ihn!" sagte einer von Otto's Begleitern, „wir können ihn schon brauchen! Ich war eben so jung, als ich zu Euch kam, und jetzt bin ich Euer Hauptmann. Wer ihm etwas zu Leide thut, der hat es mit mir zu schaffen, und dem schlage ich den Schädel ein! Merkt das!"

Und er ließ dem erschrockenen Otto zu essen geben, und ihm, da er keine Lust zu essen hatte, in einer Nebenhöhle sein Nachtlager auf einem auf die Erde gebreiteten Schaffelle anweisen. Da kroch, als sich Otto niedergelegt hatte, das Heimchen hervor, und flüsterte ihm ins Ohr: „Sei ohne Furcht, es geschieht Dir hier nichts Böses!"

Das tröstete den guten Otto, und er schlief, ermüdet wie er war, bald ein. Kaum hatte er aber ein paar Stunden geschlafen, als ihn der

Räuberhauptmann aus dem Schlafe rüttelte und zu ihm sagte: „Steh auf! Du mußt mit uns kommen!“

Etwa ein halbes Dutzend Räuber verließen jetzt bei finsterer Nacht die Höhle, und einer derselben nahm den zitternden Otto auf seine Schultern, da er zu schwach war, ihnen zu Fuß zu folgen. So zogen sie ein paar Stunden weit und machten bei einer einsam liegenden Meierei Halt. Auf der nach dem Felde zu liegenden Seite des Hauses war außer der verschlossenen Thür nur noch ein kleines Gitterfenster; die dicken eisernen Stäbe desselben waren aber so enge, daß ein starker Mann kaum seinen Arm durchstecken konnte.

„Hier krieche hinein!“ sagte jetzt einer der Räuber zu Otto, wende Dich sodann links bis an die Thür, und schiebe die Riegel zurück, die sie von innen verschließen. Hüte Dich aber, daß Du keinen Lärm machst, so lieb Dir Dein Leben ist!“

Und er hob den kleinen Otto zu dem Gitter hinauf, das dieser nicht erreichen konnte. Das Gitter war aber so enge, daß der Räuber ihn mit Gewalt hindurch schieben und pressen mußte, und dabei wurde das arme Kind so geschunden und zerfleischt, daß ihm das Blut von seinen Schultern und Armen herunterfloß. Ganz betäubt stand er endlich in dem dunkeln Hause, und er wagte es nicht, sich von der Stelle zu rühren.

Nach einer Weile rief der Räuber durch das Gitter leise hinein: „Nun wird's bald? Wart' ich will Dir helfen!“ und er warf einen Stein zu dem Gitter hinein, der aber glücklicher Weise den Knaben nicht traf.

Jetzt schlüpfte das Heimchen unter Otto's Kragen hervor und sagte zu ihm: „Tritt auf die Seite!“

Das that Otto, und so flogen die Steine, welche die Räuber durch das Gitter nach ihm warfen, alle an ihm vorüber.

Durch das Werfen und das Geräusch, welches die Räuber draußen machten, waren die Hunde auf dem Hofe der Meierei wach geworden und fingen laut zu bellen an, wodurch der Pachter, der auf der Meierei wohnte, erweckt wurde. Dieser rief sogleich das sämmtliche Hofgesinde zusammen, und als der Hof so lebendig wurde, hielten es die Räuber nicht für rathsam, länger dazubleiben, und machten sich auf und davon.

Am Morgen fand man den armen Otto in dem dunkeln Gange. Er hatte sich mit seinem zerschundenen Körper und zerrissenen Kleidern in eine Ecke zusammengekauert und litt große Schmerzen. Man hielt ihn für einen Genossen der Räuber und sie wollten ihn als solchen auspeitschen; als er aber erzählte, wie Alles gekommen war, erlaubte ihm der gutmüthige Pachter auf dem Hofe zu bleiben.

Und Otto blieb da, mehrere Jahre lang. Er war von Allen geliebt, denn er war gefällig und dienstfertig gegen Alle. Keine Arbeit war ihm zu gering und er griff mit an und half, wo er nur konnte. Alle hatten ihn deshalb lieb, am liebsten hatte ihn aber der gute Pachter, der ihn wie sein eigenes Kind hielt, da er keine Kinder hatte. Er ließ ihn in die Schule gehen, und Otto war so fleißig, daß er in Kurzem das nachholte, was er in früherer Zeit nicht hatte lernen können, so daß er bald der geschickteste Schüler in der Schule war. Und was er in der Schule nicht lernte, das lehrte ihm das Heimchen, welches in jeder Nacht zu ihm kam und sich mit ihm unterhielt und ihm gute Lehren gab.

So war Otto sechzehn Jahr alt geworden, als in einer Nacht das Heimchen zu ihm sagte: „Nun muß ich von Dir scheiden, Otto! Du bedarfst meiner nicht mehr: das Schwerste hast Du überstanden. Bleibe aber gut und rechtschaffen, und Dein Schicksal wird sich wenden, und Du wirst noch recht glücklich werden!“ — Mit diesen Worten flog es davon und ließ nichts mehr von sich hören, was dem guten Otto recht von Herzen Leid that.

Am folgenden Morgen kam der Besitzer der Meierei, ein vornehmer Graf, an, um einige Tage in der schönen Gegend zuzubringen. Er sah Otto, der jetzt zu einem stattlichen Burschen herangewachsen war, und dessen feine Züge und edles Gesicht gar nicht zu seiner schlechten Kleidung paßten. Dem Grafen gefiel der hübsche und thätige Bursche, und er bat den Pachter, ihm denselben zu überlassen, da er ihn zu seinem Knappen machen wolle. Ungern willigte der Pachter ein; er konnte aber zu seinem Herrn nicht Nein sagen, und so reiste Otto nach einigen Tagen mit dem Grafen ab nach der Burg desselben.

Der Graf ließ nun den neugekleideten Otto in Allem unterrichten,

was ein Knappe wissen mußte; er lernte reiten, mit der Armbrust schießen und fechten, und das ging in Kurzem so gut, daß der Graf ihn zu seinem Leibpagen machte, der ihn immer begleiten mußte, er mochte nun auf die Jagd, oder zu einem Lustturnier reiten. Otto wurde bald ein Meister in allen den Uebungen, die zu jener Zeit der Page eines vornehmen Herrn wissen mußte, und die Zuneigung des Grafen wuchs von Tag zu Tag.

Vier Jahre lang war nun Otto auf der Burg des Grafen, da wurde hoher Besuch angemeldet. Der König wollte einige Tage auf der Burg zubringen, um in den großen Wäldern, die sie umgaben, zu jagen. Da wurden große Anstalten getroffen, den hohen Besuch würdig zu empfangen; die Burg wurde geschmückt, große Fahnen wehten auf ihren Zinnen und die ganze Dienerschaft erhielt neue kostbare Livreen. Endlich kam der König an mit seinem Gefolge; von den Thürmen ertönte Musik, und der Graf ritt dem Regenten entgegen, um ihn zu empfangen und in die Burg einzuführen. Ein Fest folgte nun dem andern, Gastmähler, Tänze, Wettrennen wurden gehalten, Spiele aller Art gespielt, und für den dritten Tag eine große Jagd angeordnet. Mit Aufgang der Sonne rückte die Jagdgesellschaft aus, und der Graf ritt immer an der Seite des Königs. Viele Hirsche und Rehe wurden getödtet, und gegen Mittag sollte die Erlegung eines wilden Schweines, das viele in den Wald vertheilte Treiber herbeitrieben, den Beschluß der Jagd machen.

Der König und der Graf hielten eben zu Pferde auf einem kleinen offenen Platze, als der wüthende Eber schnaubend aus dem Dickicht heraussprang. Bei seinem Anblick wurde des Königs Pferd scheu, bäumte sich, blieb mit dem einen Hufe an einer Baumwurzel hängen, stürzte nieder und warf den König zu Boden. In demselben Augenblicke stürzte der wüthende Eber auf den auf der Erde liegenden König los, und wollte ihn mit seinen scharfen Hauzähnen zerfleischen. Alle waren erstarrt vor Schreck und Entsetzen und keiner dachte in seiner Erstarrung daran, dem Könige zu Hülfe zu kommen. Da sprang der muthige und entschlossene Otto, welcher hinter seinem Herrn hielt, schnell von seinem Pferde und stellte sich mit vorgehaltenem Schwerte vor den König und stieß dasselbe dem

wüthenden Eber in den Rachen. Otto bekam eine jedoch nur leichte Wunde, aber der König war gerettet.

Otto's Muth und Entschlossenheit wurde von Allen gerühmt und bewundert, und als der König sich ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte, befahl er seinem Lebensretter niederzuknieen, und hing ihm mit eigner Hand in Gegenwart des ganzen Jagdgefolges eine goldene Medaille mit seinem Bildnisse um den Hals. Und diese Ehre hatte er auch verdient, und Niemand beneidete ihn darum.

Wie stand es aber während dieser langen Zeit mit dem untergeschobnen Grafensohn Ruprecht? Schlecht genug für alle die, welche mit ihm zu thun hatten. Ruprecht war zu einem rohen, eigensüchtigen Menschen herangewachsen, dem man auch nicht eine einzige Tugend nachrühmen konnte. Er war gewaltthätig und rachsüchtig gegen seine Untergebenen, und boshaft und hinterlistig gegen die, welche ihm gleichstanden. Jedermann ging ihm aus dem Wege, wenn es möglich war. Bei dem geringsten Vergehen peitschte er seine Diener, und selbst sein eigner Vater, der Stallknecht, hatte oft Schläge von ihm bekommen, denn er wußte nicht, daß er sein Vater war. Die alte Amme, seine Großmutter, die sich manchmal ein tadelndes Wort gegen ihn erlaubte, hatte er ebenfalls mehr als ein Mal mit eigner Hand geschlagen und sie zuletzt aus dem Schlosse peitschen lassen, und den Grafen, seinen vermeintlichen Vater, behandelte er so schlecht, daß dessen Haare vor der Zeit grau geworden waren. Der alte Graf hatte gar keinen eignen Willen mehr; Alles mußte geschehen, wie Ruprecht es wollte, Alles mußte ihm gehorchen; Jeder zitterte vor ihm. Ja, so weit war es gekommen!

Zu dieser Zeit schrieb der König ein großes Turnier aus, welches an dem Königshofe gehalten werden sollte. Herolde ritten nach allen Himmelsgegenden aus und luden jeden mannhaften Ritter dazu ein. Auch an den alten Grafen, Ruprecht's vermeintlichen Vater, gelangte eine Einladung, die er jedoch abzulehnen wünschte, da er so krank und hinfällig war, daß er die Reise nicht zu überstehen glaubte. Anders wollte es aber Ruprecht; er bestand darauf, daß der alte Mann mit ihm zum Turniere reisen müsse, wo er sich die Ritterspornen zu verdienen hoffte. Es half kein

Bitten und Flehen, der kranke Graf mußte gehorchen und ihm, wie gewöhnlich, auch jetzt seinen Willen thun. Reiten konnte aber der alte schwache Mann nicht, und mußte sich in einer Sänfte tragen lassen. Daß auch Otto sich mit seinem Grafen eingefunden hatte, kann man sich denken.

Am Vorabende des eigentlichen Turniers versuchten sich die Knappen in allerlei Kampfspielen. Otto und Ruprecht zeichneten sich dabei vor allen Andern aus, jener durch seine Gewandtheit, dieser durch seine Stärke, und jedem von ihnen wurde ein Kampfpreis zuerkannt und der erste für Otto, der zweite für Ruprecht bestimmt, und außerdem wurden beide zu Rittern geschlagen und durften als solche nun an dem morgenden Turniere Theil nehmen. Ruprecht war aber ergrimmt in seinem Herzen, daß er nicht der erste war, und daß einer von unbekannter niedriger Herkunft, der nicht einmal der Sohn eines Ritters war, ihm, einem Grafensohne, voranging. Seine Erbitterung stieg aber noch höher, als der König Otto bei der Hand faßte und ihn der sämmtlichen Ritterschaft als seinen Lebensretter vorstellte, und seiner Prinzessin Tochter befahl, ihm den Helm, den er als Dank oder Kampfpreis erhalten sollte, mit eignen Händen auf's Haupt zu setzen. Ruprecht schäumte vor Wuth, als er dieß mit ansehen mußte, und er schwur dem guten Otto, den er hier zum ersten Male sah, ewige Rache in seinem Herzen.

Am folgenden Tage fand das Turnier Statt, und Alles war auf das Prächtigste eingerichtet. Alle Ritter des Königsreiches und viele aus fremden Ländern waren herbeigekommen und hielten auf ihren wiehernden Streithengsten vor den Schranken, angethan mit glänzenden Rüstungen, auf dem Kopfe blanke Helme mit hohen wehenden Federbüschen, in den Händen schwere Lanzen; die schönsten Edeldamen und liebliche Fräulein, geschmückt mit kostbaren Kleidern und glänzenden Edelsteinen, saßen strahlend von Schönheit auf den hohen Balkonen; für den König war ein prächtiger Thron errichtet, auf welchen er sich, umgeben von seinem Hofstaate, niederließ, und außerhalb der Schranken standen Tausende von Zuschauern, welche aus der ganzen Gegend herzugeströmt waren.

Auf ein Zeichen mit der Trompete öffneten sich die Schranken, und

die Ritter ritten in dieselben ein. Zu Anfang kämpften ganze Haufen oder Rotten mit einander, und es geschahen viele Thaten der Tapferkeit und Gewandtheit, und als dieser Kampf beendigt war, begann der Kampf Einzelner mit einander. Da suchte sich nun Ruprecht den ihm verhaßten Otto zu seinem Gegner aus, und ging ihm mit kaum verhaltener Wuth zu Leibe. Es bedurfte vieler Vorsicht von Otto's Seite, den wiederholten wüthenden Angriffen seines ihm an Körperkraft überlegenen Gegners zu widerstehen, und der Kampf dauerte lange, ohne daß einer über den andern einen Vortheil gewann; allmählig schien jedoch Ruprecht's Kraft nachzulassen, und Otto benutzte diesen Augenblick, ihm einen so kräftigen Stoß mit der Lanze beizubringen, daß er ihn aus dem Sattel hob. Mit großem Geräusch stürzte Ruprecht vom Pferde und lag da mit seiner schweren Rüstung wie todt, wobei das Blut aus seinem geschlossenen Visire hervorquoll.

Als dieß Otto bemerkte, sprang er augenblicklich vom Pferde und beugte sich zu dem Verwundeten nieder, um ihn den Helm abzunehmen und ihm Hülfe zu leisten. Wie er aber so neben ihm kniete, zog Ruprecht heimtückischer Weise einen verborgenen Dolch hervor und führte mit demselben einen so mächtigen Stoß gegen Otto's Brust, daß er gewiß sein Herz durchbohrt haben würde, wenn die Spitze des Dolches nicht die Medaille getroffen hätte, die Otto, als ein Gnadengeschenk des Königs, stets an einem Bande auf der Brust trug.

Alle Ritter und Edle, die dieß mit angesehen hatten, waren empört über diese treulose und unritterliche That, und Alle waren einverstanden, daß Ruprecht wegen dieser Niederträchtigkeit unwürdig sei, der edlen Ritterschaft länger anzugehören.

Noch lag er ausgestreckt auf der Erde, da Jedermann sich scheute, ihm, dem Ehrlosen, zu Hülfe zu kommen, und Blut floß fortwährend aus seinem Munde, als ein besonderes Ereigniß die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Auf einer Tragbahre wurde eine alte im Sterben liegende Frau hereingebracht und mitten in den Schranken an Ruprecht's Seite niedergesetzt. Ein Mönch ging neben der Tragbahre her. Die sterbende Frau war die alte Amme, welche den Grafensohn mit dem des Stallknechtes

vertauscht hatte. Jetzt, im Begriff zu sterben, hatte sie ihr Gewissen gedrängt, diese Unthat dem sie begleitenden Mönche in der Beichte zu entdecken, um wegen dieser Sünde Absolution zu erhalten.

Eine feierliche Stille herrschte jetzt in der ganzen Versammlung, und der Mönch erhob seine Stimme, so daß er von Allen verstanden werden konnte: „Dominus vobiscum! All' Ihr Anwesenden, König, Ritter, Knappen und Volk! Vernehmt meine Stimme und bittet mit mir Gott, daß er einer schweren Sünderin verzeihen möge! Diese hier liegende Sterbende, die bald vor seinem Richterstuhle stehen wird, hat mir gebeichtet, daß sie vor nunmehr zwei und zwanzig Jahren eine Sünde begangen hat, die sie, so weit es möglich ist, wieder gut machen will, ehe es für sie zu spät ist. Vernehmt das schändliche Verbrechen! — Es wurden einst an demselben Tage zwei Knäblein zur Welt geboren, das eine dem edlen Grafen, der, von Krankheit und Kummer niedergebeugt, hier vor uns sitzt und nicht erwartet, was er jetzt hören wird, das andere einem Stallknechte dieses Grafen, dessen Schwäherin diese sterbende Sünderin ist. Der Teufel, der nie lässig ist, wenn er eine Seele für sein Höllenfeuer fangen kann, gab ihr den höllischen Gedanken ein, diese beiden neugebornen Kindlein zu vertauschen, so daß der Sohn des Stallknechtes als Sohn des Grafen, und der Sohn des Grafen als der des Stallknechts angenommen und erzogen wurde. Der wirkliche Sohn des Grafen erhielt in der heiligen Taufe den Namen Otto, und der des Stallknechts Ruprecht. Ein Zeichen, daß der erste der wirkliche Grafensohn ist, soll seyn ein goldenes Krönchen, das er als Abzeichen seines Stammes zwischen den Schultern trägt, da sich bei dem Sohne des Knechtes an derselben Stelle ein Feuermahl in Gestalt eines Hufeisens befindet."

„Jetzt, Du Sünderin", wendete sich nun der Mönch zu der Sterbenden, „schwöre noch einmal bei dem Zeichen des Gekreuzigten, daß Du Wahrheit gesprochen und gebeichtet hast!" Und er zog bei diesen Worten ein Cruzifix aus seiner Kutte und hielt es der alten Amme vor, welche es mit schwacher Hand an ihre Brust und an ihre Lippen drückte.

Voll Erstaunen hatten Alle dieser Rede zugehört, und ein Jeder hatte den Athem an sich gehalten, um jedes Wort des Mönches zu ver-

nehmen. Ruprecht, der ebenfalls alles mit angehört hatte, lag noch seufzend und stöhnend auf der Erde. Da durchflog ein Murren des Unwillens die Versammlung und es erschollen Verwünschungen aus Vieler Munde über ihn und seine schändliche Großmutter, die man auf ihrer Bahre aus den Schranken trug.

Und der König erhob sich von seinem Sitze und befahl, den unwürdigen Ruprecht wegen seines hinterlistigen Dolchanfalls auf den edlen Otto auf der Stelle aus der Ritterschaft auszustoßen, in die er kaum erst eingetreten war. Dieß geschah; man nahm ihm seine Waffen und Rüstung Stück für Stück ab und zerbrach sie zu seinen Füßen und vor seinen Augen. Diese Schande und der erlittene Blutverlust wirkten so stark auf den Stolzen, daß ein Schlagfluß seinem elenden Leben auf der Stelle ein Ende machte.

Ein neues Ereigniß zog jetzt Aller Blicke nach oben. Ein mit Rosenguirlanden geschmückter Wolkenwagen schwebte gleich einer Purpurwolke hoch aus der Luft herab und ließ sich mitten in der Versammlung der Ritter nieder. In ihm saß eine wunderschöne, holdselige, majestätische Frau, angethan mit einem Gewande, das mehr aus einer Rosenwolke, als aus einem andern Stoffe gewebt zu seyn schien. Ein goldnes Diadem schmückte ihr blondes Haar, und in der Hand hielt sie ein goldnes Stäbchen. Als der Wolkenwagen die Erde berührte, trat sie schwebend aus demselben und stand mitten unter den Rittern und Edlen an Otto's Seite. Sie schwang drei Mal ihr Stäbchen, neigte sich vor dem Könige und sprach sodann: „Wenn die Wahrheit, die Ihr so eben gehört habt, noch eines Zeugnisses bedarf, so bin ich die, welche ein solches geben kann. Ich bin die Fee Heiminia, die Freundin von Otto's verstorbener Mutter, und ich übernahm es bei ihrem Tode, aus Liebe zu ihr, über die gefahrvollen Jugendjahre des mutterlosen Kindes zu wachen. Unter der Gestalt eines Heimchens habe ich meinen Schützling viele Jahre lang begleitet, und habe alle Gefahren, die ihn von seiner Geburt an drohten, so weit meine Macht reichte, von ihm abgewendet und zum Guten gekehrt. Dank dem Himmel! Er hat nun Alles, was ihn bedrohte, überstanden, und ich übergebe ihn jetzt seinem rechtmäßigen Vater, dessen Trost und Stütze er von nun an seyn wird!“

Mit diesen Worten faßte die Fee Otto's Hand und führte ihn zu seinem Vater, der unter den Rittern saß und vor Erstaunen und vor Freude kein Wort zu sprechen vermochte; dann setzte sie sich wieder in ihren Wolkenwagen, schwang wie zum Segen ihr goldnes Stäbchen, erhob sich und verschwand vor Aller Augen.

Otto zog mit seinem alten Vater auf sein Stammschloß, und er wartete und pflegte ihn mit wahrer Kindesliebe, so daß der alte Mann sich ordentlich verjüngte, noch viele Jahre lebte und erst in spätem Alter starb, nachdem ihm noch die Freude zu Theil geworden war, zwei blühende Enkel auf seinen Knien zu schaukeln.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

In demselben Verlag sind erschienen:

Die

Wurzelprinzessin.

Ein Märchen von **R. Reinick.**

Mit 8 fein ausgemalten Bildern.

nach Zeichnungen von **R. Reinick** und **Th. von Oer.**

steif broschirt 1 Thlr.

ABC-Buch

für

kleine und große Kinder

gezeichnet von Dresdner Künstlern.

Mit Erzählungen und Liedern

von

R. Reinick und Singweisen von **Ferd. Hiller.**

Zweite wohlfeile Ausgabe.

Preis 15 Sgr.

Die

schwarze Tante.

Märchen und Geschichten für Kinder.

Mit vielen Holzschnitten nach **L. Richter**.

in schönen Umschlag brosch. 20 Sgr.

Deutscher

Jugendkalender

für

1850.

Geschichten und Reime

von

R. Reinick.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Dresdner Künstlern.

Herausgegeben von

R. Reinick und **H. Bürkner.**

Preis 15 Sgr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Keil, Johann Georg, / Hasse, Ernst / Bürkner, Hugo,

Neue Märchen für meine Enkel

Leipzig 1849

P.o.germ. 711 my
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112209-2